Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 179 (2011)

Heft: 13

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

13/2011 • 31. MÄRZ • 179. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

217 FASTENOPFER
219 LESEJAHR
220 FASTENZEIT
222 ARMUT
225 KIPA-WOCHE
231 ZEIT-GESCHICHTE
233 AMTLICHER TEIL

GERECHTIGKEIT AUF DER SCHATTENSEITE DES LEBENS

Oft wurde ich in der letzten Zeit gebeten, das Hungertuch zu erklären.[1] Viel lieber allerdings entdecke ich das Meditationsbild. Etwa in einer Gruppe mit Hilfe der 7-Schritt-Methode, wie sie in Südafrika entwickelt wurde. Zuerst näherten wir uns dem Weltgerichtstext Mt 25,31–46 an, der das Hungertuch inspirierte. Nach einer Einstimmung teilten wir einander mit, was nachklingt und was uns am Hungertuch besonders anspricht. Jedes Mitglied machte neue Verbindungen zwischen Bibeltext, Hungertuch und seinem persönlichen Leben. Ein solcher Zugang zum Hungertuch scheint mir adäquater als Erklärungen zu Inhalt, Geschichte und Künstler, bevor man zum Bild in Beziehung getreten ist. So möchte ich hier einladen, sich dafür Zeit zu nehmen.

Das Leiden Christi, der Lebensalltag und verschiedene Lebenswelten

Die mittelalterlichen Hungertücher setzten Leben und Leiden Christi in Beziehung zum Lebensalltag der Menschen. Die heutigen Hungertücher stellen eine Beziehung her zwischen verschiedenen Lebenswelten, auch und gerade auf der Grundlage derselben christlichen Botschaft. «Das Hungertuch ist gelebte Kommunikation mit den Gläubigen», sagt der togolesische Künstler Sokey A. Edorh. Er malte das Hungertuch 2011/2012 im Auftrag des deutschen Hilfswerks Misereor. Fastenopfer und Brot für alle begleiteten den Entstehungsprozess «ihres» Hungertuches. Der international renommierte Künstler stellt die Schräglage der aktuellen globalisierten Welt ebenso dar wie die Kraft und Würde derjenigen Menschen, die auf der Schattenseite der Globalisierung um ihre Existenz ringen.

Chaos und Ordnung

So wie sich die Neuankommenden in einem Slum orientieren müssen, so geht es auch den Betrachtenden des Hungertuches beim ersten Mal. So vieles ist dargestellt, dass es Zeit braucht, bis man sich einigermassen zurechtfindet. Diese Chaoserfahrung ist Realität für Millionen von Slumbewohnern. Der Künstler hat in verschiedenen afrikanischen Slums gelebt – und geht immer wieder dahin zurück, um sich inspirieren zu lassen: «Ich gehe in die Dreckecken, um meine Kunst auszuüben. Da lernt man die Menschen kennen, nicht in den Königspalästen.»

Viele bleiben als Erstes bei der Frau in der Mitte des Bildes hängen. Sie ist in Bewegung, bringt Leben spendendes Wasser, unterstützt von zwei Kindern. Ihr Blick ist gerichtet auf den Demonstrationszug – oder ist es eine Kreuzwegprozession?

FASTENOPFER

– mit dem Transparent «J'ai soif» (ich habe Durst). Wer das Bild näher betrachtet, findet immer neue Zusammenhänge: Die Frau will den Durst der Demonstrierenden löschen und begegnet so Christus (Mt 25,35b), der auch in diesem Protestzug vermutet werden kann. Auch andere «Werke der Barmherzigkeit» von Mt 25 sind in oft überraschender Weise zu sehen. Vor der Frau sitzt ein Weber, der ein traditionelles afrikanisches Kleid herstellt (Mt 25,36a); oberhalb des Kopfes der Frau wird ein Kranker gepflegt (Mt 25,36b). Über der Krankenszene sehen wir zwei Symbole, die dem Hungertuch theologische Tiefe verleihen: In der Mitte die Taube, Symbol der Geistkraft Gottes, die sichtbar in den Alltag hineinwirkt. Darunter steht ein leerer Thron. Er nimmt Bezug auf das Endgericht, wie es in Mt 25,31–46 dargestellt ist. Der Richterstuhl erscheint auf dem Hungertuch als goldener Ashanti-Stuhl, wie er von Ghana bis in die Küstenregion Togos, der Heimat des Künstlers, bekannt ist. Im Unterschied zu den zahlreichen Darstellungen dieser biblischen Szene in unseren Kirchen hat der Richter allerdings noch nicht Platz genommen. Die weissen Schafe rechts von ihm deuten zwar bereits das Urteil an, sie sind im Himmel (Mt 25, 32–40). Den schwarzen Ziegen zu seiner Linken (Mt 25,41 ff.) ist der Weg zum «Himmel» versperrt durch die Hochhäuser der Finanz- und Handelsgesellschaften. Aber noch bleibt Zeit, Ordnung im Chaos zu schaffen. Oder mit Jesus gesprochen: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium! (Mk 1,15).

Perspektivenwechsel

Als ich in einer Veranstaltung den Bezug zwischen Hungertuch und dem biblischen Text darlegte, reagierte ein Teilnehmer aufgebracht: «Mit Drohungen versucht ihr uns zu bekehren. Dieser Bibeltext trieft doch nur so von Moralin! So nicht!» Ich war irritiert, benennt der Text doch die elementaren Dinge, die das Reich Gottes ausmachen. Hier gehe es um den Ernstfall christlicher Existenz, nicht um Wellness-Spiritualität, erwiderte ich dem Kritiker. Es gehe um ein afrikanisches Kunstwerk, das uns aus anderer Perspektive etwas mitteilen wolle. Danach fragte ich mich: Ist dieser Bibeltext nicht auch eine frohe Botschaft? Um dies sehen zu können, braucht es einen Perspektivenwechsel:

– Das globale Zusammenleben ist massiv gestört: Jeder siebte Mensch hungert, obwohl es genug für alle hätte. Von den Rohstoffen in ihrem Land bleiben den Menschen in Armut meist nur die Schattenseiten: Vertreibung, Vergiftung, Hunger. Die Themen der ökumenischen Kampagne zeigen beispielhaft, wie Ungerechtigkeit heute aussieht und wo eine ordnende Hand Not wendend wäre.

– Im Hungertuch ist das Wirken Gottes im schwierigen Alltag präsent, im Kampf ums Überleben, im Protest, im solidarischen Wirken. Wo fühlen wir uns in unserem Alltag verbunden mit der göttlichen Kraft?

– Trotz Chaos sind in den Szenen die Kraft und Würde der Personen zu erkennen. Menschen in Armut nehmen Verantwortung wahr. Sie pflanzen Lebensmittel an, verkaufen ihre Waren auf dem Markt und nehmen – auf dem Bild rechts oben – Flüchtlinge auf, obwohl sie selbst kaum genug zum Leben haben. Menschen in Armut helfen sich selber – und appellieren damit an unsere Verantwortung.

– Praktiken von Finanz- und Rohstoffgesellschaften verdunkeln die Lebensperspektiven vieler Menschen: Die Megacity grenzt zwar real, wie auf Bild, oft direkt an die Slums – bleibt aber gesichtslos. Ihre Vertreter vermehren den Wert der Rohstoffe nur zum eigenen Gewinn. Wirtschaftliches Handeln muss aber eingebettet sein in eine soziale Ordnung, die politisch gestaltet werden muss. Hier setzt auch die Petition der ökumenischen Kampagne an.[2]

– Wenn ein Richter urteilt, erfüllt er seine Aufgabe: das Zusammenleben und die Gesellschaft gerecht zu ordnen. Gott ist nicht in die Welt gekommen, um Menschen zu verurteilen, sondern um sie zu retten (Joh 3,17). So kennen wir den christlichen Gott durch Botschaft und Leben Jesu. Dieser Richter, Christus, klopft jetzt an unsere Tür, in der Person eines Menschen, der Hunger leidet oder Durst hat, und bittet uns, sich mit ihm zu verbünden, einerseits als Leidender – aber auch als Richter, der für eine gerechte Ordnung einsteht.

– Auch den «Armen» selber geht es nicht um Verurteilung, sondern um Gerechtigkeit: Im Demonstrationszug auf dem Hungertuch erkennen wir auf einem ein Transparent «Pardonneleur», das Bezug nimmt auf Lk 23,34: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» Die Spirale der Armut will aufgebrochen werden, nicht mit Gewalt und Aggression, sondern durch Gerechtigkeit – indem etwa das Recht auf Nahrung allen Menschen zugestanden wird.

Nelson Mandela hat in Südafrika die gefürchtete Rache an der weissen Minderheit verhindert, indem er eine Wahrheitskommission einsetzte. Es gab Transparenz, Vergebung und einen gemeinsamen Neuanfang statt Abrechnung. Das Hilfswerk Fastenopfer mit seinen über 350 Partnerorganisationen engagiert sich für diese Umkehr.

Das Hungertuch ist eine Kraftquelle auf dem Weg zu mehr Gerechtigkeit. Für alle Menschen, die sich verbunden wissen mit den Menschen auf der Schattenseite des Lebens.

Urs Brunner-Medici, Fastenopfer

Das Hungertuch 2011 «Was ihr dem Geringsten tut» von Sokey A. Edorh gibt es in zwei Grössen: 285 × 194 cm und 118 × 86 cm. Dazu verfasste Anton Rotzetter ein Meditationsbüchlein. Bestellungen und Information unter www.fastenopfer/shop oder Telefon 041 227 59 59.

[1] Das Hungertuch selber ist erklärt im Werkheft Liturgie der ökumenischen Kampagne, S. 10–13.

[2] www.oekumenische kampagne.ch

LAZARUS UND DER TEMPEL

5. Fastensonntag: Joh 11,1–45

Der 5. Fastensonntag weist durch seine Lesungen voraus auf Ostern. Die Lesungen in der Osternacht, die allesamt Auferstehungsgeschichten sind, bezeugen Gottes Treue in der Geschichte. Dass es dabei in besonderer Weise um die Treue zu Israel geht, zeigt Joh 11.

«… was in den Schriften geschrieben steht»

Johannes strukturiert sein Evangelium durch jüdische Feste.[1] In Joh 10,22 beginnt Chanukka (Einheitsübersetzung: «Tempelweihfest»). Chanukka erinnert an die Wiedereinweihung des Tempels im Jahr 165 v. u. Z. durch die Makkabäer nach dem erfolgreichen Aufstand gegen den hellenistischen Herrscher Antiochus IV., der den Tempel durch den Opferkult für den Staatsgottes Zeus Olympiakos entweiht hatte. Damals wurde beschlossen, «dass die Tage der Erneuerung der Schlachtstätte jährlich begangen werden sollen, acht Tage lang, gerechnet vom 25. Tag des Monats Kislew an, mit Freude und Heiterkeit» (1 Makk 4,59 Übersetzung: Veerkamp). Joh 11 steht also im Kontext der Erneuerung des Tempels. In den Tempel weist auch der Name Lazarus bzw. Lazaros, die griechische Form des hebräischen Namens Elasar oder Eleasar (dt.: «Gott hilft»).[2] Die meisten biblischen Belegstellen beziehen sich auf den Priester Eleasar, den Sohn und Nachfolger Aarons. Num 20,22–2 erzählt, wie Eleasar mit den Kleidern seines Vaters auch dessen Rolle übernimmt. In Num 27,15–23 setzt Mose den Josua als seinen Nachfolger ein – vor den Augen Eleasars und der ganzen Versammlung Israels. Josua und Eleasar stehen also in der Nachfolge Moses und Aarons. 1 Chr 29,27–41 erstellt einen Stammbaum der Hohenpriester in Jerusalem von Levi über Aaron und Eleasar. Zu ihren Nachkommen gehört Zadok, der zur Zeit des Königs David Priester war. Nach ihm nannten sich die führenden Priester in Jerusalem Sadduzäer. Zur Zeit Jesu haben sich die Verhältnisse zwischen «Mose» und «Aaron» umgekehrt. Die Priester sind die führende politische Schicht. Auch die Figur des Lazarus/Eleasars weist also in den Kontext des Tempels bzw. der Priesterschicht.[3] Allerdings repräsentieren die Priester ganz Israel vor Gott. Und auch der Tempel kann für das ganze Volk Israel stehen. Entsprechend trägt Lazarus in Joh 11 keine individuellen Züge. Er steht für Israel.

Die Geschichte beginnt mit seiner Krankheit (Joh 11,1) und spricht später von seinem Tod (11,14) bzw. der schon einsetzenden Verwesung seiner Leiche (11,39). Das ist die Situation zur Zeit des Johannesevangeliums (Joh). Der Tempel ist seit dem Jahr 70 n. u. Z., nach dem erfolglosen Aufstand gegen die Römer, zerstört. All die Hoffnungen, die mit ihm verbunden waren, sind gestorben und zersetzen sich. Es geht also um mehr als um die Erneuerung des Tempelkultes. Die Zerstörung des Tempels war eine Katastrophe für das ganze Volk Israel. Dessen gesamte Zukunft steht auf dem Spiel.

Vermutlich liegt in der Krankheit des Lazarus vor seinem Tode trotzdem eine kritische Spitze gegen den Tempelkult vor seiner Zerstörung. Schon damals lag vieles im Argen, war etwas «krank» am Tempelkult. Joh stellt ja die «Tempelreinigung» Jesu programmatisch an den Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu in Jerusalem (Joh 2,13–22). Allerdings spricht Joh 11 eindeutig von der engen Freundschaft Jesu zu Lazarus/Eleasar. «Jesus liebte Lazarus» (11,5). Das wird auch wahrgenommen: «Seht, wie lieb er ihn hatte!» (11,36). Joh und Jesus trauern intensiv um den Toten. Sie trauern mit Marta und Maria und den vielen anderen Juden, die zum Trauern und Trösten gekommen sind (11,19). Der Tod des Lazarus/Eleasar, das Ende des Tempels, der Tod von Zukunftshoffnungen Israels geht ihnen allen sehr, sehr nahe. «Als Jesus sah, wie sie weinte und wie auch die Juden weinten, die mit ihr gekommen waren, war er im Innersten erregt und erschüttert» (11,33). Joh und die johanneischen Gemeinden haben intensive Konflikte mit anderen jüdischen Gruppierungen ausgetragen (ein Echo davon ertönt in 11,8). In der Trauer über die Katastrophe des Jahres 70 sind sie aber alle vereint. Das Christentum hat anders als das Judentum die Erinnerung an diese Trauer nicht bewahrt.

Die Leseordnung macht einen weiteren biblischen Bezug von Joh 11 sichtbar: Auch der Lesungstext Ez 37 reagiert auf die Zerstörung des Tempels (diesmal 586 v. u. Z.). Auch hier ist die Rede von Toten, von einer ganzen Ebene voller Gebeine. Auch hier werden die Toten aus den Gräbern herausgeholt und wieder lebendig gemacht. Leider lässt die Leseordnung den Vers Ez 37,11 weg, der klar identifiziert: «Diese Gebeine sind das ganze Haus Israel.» Ez 37 spielt in der jüdischen Geschichte eine wichtige Rolle. Die Menora vor dem israelischen Parlament in Jerusalem stellt das Bild, wie Gottes Geist in Gestalt von vier Winden (Ez 37,9) die Gebeine mit Leben erfüllt, über das Bild des jüdischen Aufstandes im Warschauer Ghetto.[4] Die rabbinische Tradition diskutiert darüber, ob es sich bei Ez 37 um ein Gleichnis oder um Wirklichkeit handelt. «Rabbi Jehuda sagte: Ein wirkliches Gleichnis war es.» Und Rabbi Eliezer und Rabbi Jehuda ben Bathyra erklären das so: «Die Toten, die Ezechiel lebendig gemacht hat, zogen hinauf in das Land Israel … und zeugten Söhne und Töchter … Ich bin von den Kindern ihrer Kinder; und das sind die Gebetsriemen, die mir mein Grossvater von ihnen hinterlassen hat.»[5] Die Wirklichkeit des Gleichnisses zeigt sich im Fortbestehen des Volkes Israel. In der Erneuerung Israels, die die Auferstehung der Toten ist, zeigt sich die Treue Gottes.

Mit Johannes im Gespräch

Joh 11 ist das Zentrum des Johannesevangeliums. Im Zentrum von Joh 11 begegnen sich Marta und Jesus. Marta hält Jesus entgegen: «Wärst du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben» (11,21): Einige Juden fragen später: «Wenn er dem Blinden die Augen geöffnet hat, hätte er dann nicht auch verhindern können, dass dieser hier starb?» (11,37). Ps 74 – ein Psalm nach der Tempelzerstörung – bringt diese Anfragen Israels vor den Gott der Schöpfung und der Befreiung: «Mit deiner Macht hast du das Meer zerspalten, die Häupter der Drachen über den Wassern zerschmettert … Zeichen für uns sehen wir nicht, es ist kein Prophet mehr da, niemand von uns weiss, wie lange noch» (Ps 74,13.9). Die Frage «Wo ist Gott angesichts unseres Leids?» zieht sich durch die Geschichte, in besonderer Weise durch die Geschichte des jüdischen Volkes. Joh gibt dieser Frage Raum und Würde. Und reagiert darauf in den Worten Jesu: «Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer mir vertraut, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und mir vertraut, wird nicht sterben für die kommende Weltzeit» (11,25). Leben trotz des allgegenwärtigen Todes, trotz der Allmacht der Todesmacht, die damals Rom hiess, wird Israel verkündet. Lazarus/Eleasar/Israel in seinem tödlichen Zustand, wird nicht sterben, wenn es dem Messias vertraut, d. h. wenn es auf Gottes Treue vertraut. Wenn es vertraut, dass Gott sich trotz allem in dieser Welt als lebensschaffende und befreiende Kraft an Israel erweist. Das bekennt Marta: «Ich vertraue, dass du der Messias bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommt.» *Peter Zürn*

[1] Ton Veerkamp: Der Abschied des Messias. Eine Auslegung des Johannesevangeliums. Teil II: Johannes 10,22–21,25 in: Texte und Kontexte Nr. 113–115 1–3/2007 5 ff.

[2] Ebd., 11

[3] Das wirft auch ein besonderes Licht auf das Gleichnis vom reichen Prasser und dem armen Lazarus in Lk 16,19–31.

[4] Vgl. Jürgen Ebach: Ich bringe Ruach in euch!, in: Bibel heute 151 (2002), H. 3, 67–69.

[5] Ebd., 69.

Peter Zürn, Theologe und Familienmann, ist Fachmitarbeiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

FASTENZEIT

MIT DER KIRCHE DURCH DIE FASTENZEIT

Jedes Jahr ergeht von der Kirche ein Ruf zur Besinnung und ein Ruf zur Ordnung. Bedenke Mensch, was du bist! Staub, vergänglich wie die Blüte, die sich im Morgenlicht öffnet und am Abend verwelkt. – Bedenke aber auch, wie nötig es ist, das Leben neu zu ordnen und nach dem Evangelium auszurichten. Die Kirche tut dies aus uralter realistischer Selbsteinschätzung. Sie weiss um die eigene Schwäche und Untreue, die ständige Versuchung, sich in der Welt zu verlieren. Sie weiss, wie grosse Beschlüsse und beste Vorsätze immer wieder zerfallen und durcheinandergeraten, wie sie selber hinter den Forderungen des Evangeliums zurückbleibt und sich zu Recht eine «ecclesia semper reformanda» nennt.

Bedarf zu Erneuerung

Dass es da Bedarf zu innerer und äusserer Erneuerung gibt, haben die vergangenen Monate mehr als klargemacht. Die Kirche, vor allem die institutionelle, stehe in grösstem Reformstau, sei für Neues träge, erkenne nicht die Zeichen der Zeit, ja tue im Grunde nicht, was Gottes Wille sei. Sie sei, wie Luther sagen würde, die grösste Sünderin, die «maxima peccatrix». Solche Feststellungen und Vorwürfe pfeifen unterdessen alle Spatzen, grössere und kleinere, von Kirchen- und von anderen Dächern. Sie sind uns alle sattsam bekannt, brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Es ist auch nicht vornehmliche Aufgabe eines Spirituals, am Aschermittwoch die allgemeine Sündhaftigkeit der Kirche in Erinnerung zu rufen. Es geht hier nicht um Reformpläne der Kirche, sondern um die fällige Reform in den eigenen vier Wänden. Ein Memorandum, das an die eigene Haustür geheftet werden soll: Reformiere die Kirche und fange bei dir selber an. – So tatens auch die wirklich grossen Kirchenkritiker, die Heiligen. Lassen Sie mich meine Gedanken mit einem Vers aus dem 12. Kapitel des Römerbriefes ordnen und zusammenfassen: «Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet» (Röm 12,12).

Seid fröhlich in der Hoffnung

Mit diesem Satz berührt Paulus direkt eine wunde Stelle der heutigen Kirchenzeit. Was der Kirche, vor allem in unseren Breitengraden, offensichtlich am meisten mangelt, ist eine vertrauende Heiterkeit, eine Freude und Fröhlichkeit. Noch feiert man Feste, trinkt Wein, aber dieser mag die Herzen nicht eigentlich mehr zu erfreuen. Ein «saurer Geist» droht, eine gesunde Atmosphäre langsam aber sicher zu vergiften. Aber wie sollen wir es machen? Wie bringen wir eine bessere Stimmung in die Kirche, wie mehr Freude? – Dazu müssen wir einen Moment die grundsätzliche Frage nach dem Wesen der Freude stellen. Es ist evident: Wir können menschliche Gefühle von Freude, aber auch von Trauer, nicht einfach manipulieren und herstellen, können Freude uns nicht einreden und Trauer nicht einfach zum Verschwinden bringen. Solche Stimmungen sind nicht einfachhin machbar. Freude ist immer etwas Zweites, ein Nachhall eines guten Gedankens, noch mehr einer guten Tat. Sie ist ein Lohn für ein Tun im Geiste des Evangeliums, wird uns da geschenkt, wo wir die Worte und Gebete Jesu halten und umsetzen. «Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben. (...) Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch sei, und damit eure Freude vollkommen werde» (Joh 15,10–11).

So ist die Freude eine Frucht des Geistes (Gal 5, 22), als solche ein zuverlässiger Massstab für das Geführtsein im Heiligen Geist. An ihr können wir uns orientieren, können ablesen, ob wir mit unserem Tun und Treiben auf der Linie des Evangeliums liegen oder ob wir dabei sind, innerlich uns davon zu entfernen und uns zu verirren. Ähnlich ist auch die Gegenprobe anzustellen! Wo permanente Trauer und Resignation in und zwischen uns sich breitmacht, ist dies kein gutes Zeichen für ein Leben nach dem Evangelium. Der gleiche Paulus, der die Freude zu den Gaben des Geistes rechnet, spricht im Brief an die Korinther von der Trauer, und zwar von einer guten und schlechten Trauer:

Dass ich euch aber mit meinem Brief traurig gemacht habe, tut mir nicht leid. Wenn es mir auch eine Weile leidtat; ich sehe ja, dass dieser Brief euch, wenn auch nur für kurze Zeit, traurig gemacht hat: Jetzt freue ich mich, nicht weil ihr traurig geworden seid, sondern weil die Traurigkeit euch zur Sinnesänderung geführt hat; denn es war eine gottgewollte Traurigkeit; so ist euch durch uns kein Nachteil erwachsen. Die gottgewollte Traurigkeit verursacht nämlich Sinnesänderung zum Heil, die nicht bereut zu werden braucht; die weltliche Traurigkeit aber führt zum Tod (2 Kor 7,8–10).

Wie die Gemeinde in Korinth, so macht die Kirche heute auch in unseren Ländern Trauerprozesse durch, muss darin zu einer Sinnesänderung kommen und zu tieferem und ernsterem Glauben finden. Nicht selten geschieht es durch Schmerzen und Trauer, dass unser Sinn sich neu öffnet und unsere Herzen geweitet werden. «Dass ich gedemütigt wurde, war für mich gut; denn so lernte ich deine Gesetze» (Ps 119, 71), so betet der Psalmist ganz nüchtern. Auch wir werden durch die erfahrenen Demütigungen, durch die wir so arg auf uns zurückgeworfen werden, tiefer in eine gläubige Haltung zurückgeführt, werden da, wo uns die Hände leer gemacht wurden, genötigt, uns intensiver an Gott zu klammern und auf ihn allein unsere Hoffnung zu setzen.

Geduld in der Bedrängnis

Was kann für uns diese Geduld bedeuten, zu der der hl. Paulus uns auffordert? Lassen wir uns über den griechischen Wortlaut an den Sinn heranführen. Dort steht für Geduld das Wort «Hypomonä». Darunterbleiben! Diese Vorstellung ist natürlich nicht bloss geeignet, einen Kran-

P. Dr. Hans Schaller SJ, über lange Jahre Spiritual, Studenten- und Akademikerseelsorger und Pfarrer in der Schweiz und in Rom, ist als Spiritual des Priesterseminars St. Luzi in Chur und als Exerzitienleiter und Superior im Zentrum für Begegnung, Spiritualität und Bildung «Notre Dame de la Route» in Villars-sur-Glâne tätig.

Der hier abgedruckte Artikel gibt den Vortrag wieder, den P. Schaller am Aschermittwoch 2011 im Priesterseminar in Chur gehalten hat.

ken zu ermutigen, er möchte unter der Decke bleiben, um bald gesund zu werden. Sie hat verständlicherweise einen viel weiteren und existentiellen Sinn. Darunterbleiben, das bedeutet Ja sagen zu einer Situation, die für den Augenblick nicht zu befriedigen vermag, vor der wir irgendwo hilflos und alternativlos sind. Wir bleiben nicht «unter der Decke», sondern unter und hinter den eigenen Erwartungen, müssen uns mit zweit- und drittbesten Lösungen zufrieden geben, stehen in Zwängen und Bedrängnissen, die wir für den Augenblick nicht verändern können, und dürfen uns doch nicht fatalistisch in sie ergeben.

Denn die Geduld ist nicht identisch mit passiver Ergebenheit. Sie ist nicht, wie die Rede von der Lamms- oder Engelsgeduld unterstellt, eine Sache weicher Charaktere oder eine Tugend für die Nachgiebigen, «gut für die Memmen», wie es bei Shakespeare heisst. Nein, sie ist widerstandsfähig, wetterfest, trägt in sich eine positive Kraft des Trotzes, die uns fähig macht, Hindernissen die Stirn zu bieten. Wo dieser Geist uns beseelt, werden wir gestärkt, um uns im kirchlichen wie auch im gesellschaftlichen Gegenwind behaupten zu können. Wir bleiben auf dem eingeschlagenen guten Weg, auch wenn die Sicht vorübergehend getrübt sein mag, streben weiter nach den gesteckten Zielen, auch da, wo wir zu einem langsameren Tempo oder gar auf Umwege gezwungen werden.

Noch deutlicher tritt hervor, was Geduld in ihrem Wesen ist, wenn wir sie in ihrer Wirkung betrachten. Sie ist, ganz allgemein gesagt, ein Schutz gegen grosse und übermächtige Trauer. Denn alles Negative, das eigene destruktive Reden nicht ausgenommen, drückt automatisch, unwillkürlich auf die seelische Stimmung, mindert die Heiterkeit des Herzens. Wir schädigen uns selber, lassen Betrübnis und Dunkelheit in uns wohnen, wo wir uns niedrigen und negativen Neigungen überlassen. – Da ist es just die Geduld, diese uns im Heiligen Geist zufliessende Kraft, die uns vor Verwirrung schützt, uns befähigt, die Übermacht der Trauer aufzuhalten, in noch so widrigen Umständen klaren Kopf zu behalten und heiter zu bleiben. In diesem Sinne bedeutet die Geduld nicht einfach Verzicht auf aktives Handeln; sie hält das Herz im Gleichgewicht und heiter, damit das Handeln weiterhin möglich bleibt.

Es bleibt die Frage, woher uns Menschen die Kraft der Geduld zufliesst. Ist sie einfach mit einem urwüchsigen Temperament gegeben? – Ohne Zweifel gibt es Naturtalente, die robust gebaut sind, die ihre Wege quer durch alle inneren und äusseren Hindernisse suchen und auch finden. Instinktsicher und unverdrossen steuern sie auf ihre gesetzten Ziele zu. – Aber mag das Gemüt, mit dem diese Unverwüstlichen ausgestattet sind, noch so wetterfest und widerstandfähig sein, die Kräfte der Geduld, die ihnen zur Verfügung stehen, sind nicht unbegrenzt. Von Natur aus reichen die Hoffnungen selten, um in allem, was uns an Widerstand, Leid und auch Sterben-Müssen zugemutet wird, hoffnungsvoll zu bleiben. Die sichere Gewähr, aber auch die Kraft, um sich in den Zumutungen des Lebens ein heiteres Herz zu bewahren, wächst uns Christen von anderswoher zu. Sie kommt nicht aus der eigenen Natur, sondern aus der Tatsache, dass der Geist Gottes, der uns in der Taufe ins Herz gegossen wurde, ein Geist der Stärke und der Geduld ist. Dank dieses Heiligen Geistes wird es möglich, dass die Hoffnung nicht schwindet und die Trauer nicht übermächtig wird.

Beharrlich im Gebet

Nun wird von Paulus noch ein Letztes genannt. Er ermuntert uns, das Gebet nicht nur nicht zu vernachlässigen, sondern es beharrlich und treu zu üben. Auch hier laufen wir immer wieder Gefahr, dass unsere gesetzten Prioritäten sich verschieben, wir hinter den Vorstellungen des Evangeliums zurückbleiben. So ist die Fastenzeit eine gute Gelegenheit, dem Gebet wieder seinen Platz zurückzugeben, uns mitnehmen zu lassen ins Gebet der Kirche, die fest und beharrlich um ihre eigene Erneuerung bittet. – Darüber hinaus möchte ich einen Ratschlag wieder aufnehmen, der uns aus dem Exerzitienbuch von Ignatius vertraut ist und der auch allgemein zum Thema der Beharrlichkeit passt. Wer im Gebete sich in Trockenheit vorfindet, weder innere Motivation noch Trost empfinden kann, wer am liebsten das Ganze beenden und weglaufen möchte, der solle, so Ignatius, nicht bloss das Gebet nicht abkürzen, sondern es über die festgesetzte Zeit hinaus verlängern. Er soll in diesem Sinne etwas tun, was gegen das unmittelbare Gefühl ist, soll in der Leere und der eigenen Antriebslosigkeit ausharren, auch wo nichts dazu einlädt. «Agere contra», wie es Ignatius selber sagt! Ein solcher Ratschlag mag uns vorerst allzu voluntaristisch vorkommen, ja gar als unvernünftig sich darstellen. Wer sich jedoch darauf einlässt und es einmal versucht, der kann die Erfahrung machen, wie gerade in solchen Momenten der inneren Trockenheit ein Durchbruch in der Seele sich vorbereitet, ein Schritt zu grösserer Klarheit möglich wird, ja wie oft ein unerwartetes Wort sich ergibt oder lebendig wird. Nicht selten bilden sich gerade da, wo wir mit unseren eigenen Anstrengungen am Ende sind, neue Einsichten. Gott kann zu Wort kommen, wo wir aus innerer Erschöpfung zum Schweigen gezwungen werden. – Dieser Rat des hl. Ignatius scheint mir hilfreich zu sein, um das Wort von der Beharrlichkeit im Gebet zu konkretisieren und es uns als Leitfaden für die Fastenzeit zu merken. – Zum Schluss: Lassen wir die Gedanken in das Gebet des Asarja im Feuerofen ausklingen. Dort, so scheint mir, sind unsere notvolle Zeit der Kirche wie aber auch der Wille zur Umkehr gut zusammengefasst.

Hans Schaller

FASTENZEIT

Gepriesen und gelobt bist du, Herr, Gott unserer Väter; herrlich ist dein Name in alle Ewigkeit. Denn du bist gerecht in allem, was du getan hast; all deine Taten sind richtig, deine Wege gerade. Alle deine Urteile sind wahr. Denn wir haben gesündigt und durch Treuebruch gefrevelt und haben in allem gefehlt. Um deines Namens willen, verwirf uns nicht für immer; löse deinen Bund nicht auf. (...) Ach, Herr, wir sind geringer geworden als alle Völker. In aller Welt sind wir heute wegen unserer Sünden erniedrigt. Wir haben in deiner Zeit weder Vorsteher noch Propheten und keinen, der uns anführt. (...) Du aber nimm uns an. Wir kommen mit zerknirschten Herzen und demütigem Sinn. (...) Denn wer dir vertraut, wird nicht beschämt. Wir folgen dir jetzt von ganzem Herzen, fürchten dich und suchen dein Angesicht (Dan 3, 26–41).

SKZ 13/2011

ARMUT

ARMUT VERMEIDEN IST BESSER ALS ARMUT BEKÄMPFEN

Armut in der Schweiz ist ein ernstzunehmendes soziales Problem. Die Zahl der von Armut und sozialer Ausgrenzung betroffenen Menschen bewegt sich in der gleichen Grössenordnung wie jene, die mit Arbeitslosigkeit oder Invalidität zu kämpfen haben. Die privaten Hilfswerke und Interessenverbände im sozialen Bereich begrüssen darum den Bericht des Bundesrates über eine «Gesamtschweizerische Strategie zur Armutsbekämpfung» und die Durchführung der «Nationalen Konferenz zur gemeinsamen Bekämpfung der Armut». Dass diese nationale Armutskonferenz noch im Europäischen Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung stattfand, war zudem ein wichtiges Zeichen gegenüber der Öffentlichkeit. Wer über eine wirkungsvolle Strategie zur Bekämpfung der Armut in der Schweiz nachdenkt, muss drei Punkte beachten, welche jede Armutspolitik prägen.

Erstens ist Armutspolitik eine komplexe Querschnittspolitik. Die Familienpolitik beeinflusst das Ausmass der Armut in diesem Land ebenso wie die Bildungspolitik, die Steuerpolitik ebenso wie die Arbeitsmarktpolitik, die Sozialpolitik ebenso wie die Gesundheitspolitik. Doch viele Akteure in diesen Politikfeldern sind sich zu wenig bewusst, wie sehr ihre Entscheide auch armutspolitische Implikationen haben. Werfen wir einen kurzen Blick auf die aktuellen Sozialdaten, und die Zusammenhänge werden sofort erkennbar. Menschen mit geringer beruflicher Qualifikation sind sehr viel häufiger von Armut betroffen als jene mit einer guten Berufsausbildung. Familien mit drei und mehr Kindern gehören sehr oft zu den *working poor*, während Paare ohne Kinder kaum in diesen Statistiken vorkommen. Menschen aus unteren sozialen Schichten haben eine deutlich tiefere Lebenserwartung als Menschen mit einer anerkannten sozialen Position. Angesichts dieser Fakten stellt sich unweigerlich die Frage, ob diese Politikbereiche unter armutspolitischer Perspektive nicht besser koordiniert werden sollten. Zumindest braucht es ein kritisches Monitoring, das auf die hier angesprochenen Zusammenhänge immer wieder hinweist.

Zweitens ist die Armutspolitik föderalistische Politik. Die Vielfalt an Zuständigkeiten provoziert die Gefahr, sich gegenseitig das soziale Problem zuzuschieben und selber nichts zu tun. Für die privaten Hilfswerke und die Interessenorganisationen ist darum der Bericht des Bundesrates von besonderer Bedeutung. Damit bekennt sich der Bund zu einer Mitverantwortung in der Bekämpfung der Armut und sozialen Ausgrenzung in der Schweiz. Wir hoffen sehr, dass es nun zu einem gemeinsamen Handeln von Bund, Kantonen und Gemeinden kommen wird. Zumindest sind einige Themen benannt, bei denen alle staatlichen Akteure Handlungsbedarf erkennen. Darüber hinaus wünschen sich die Hilfswerke aber noch weitere armutspolitische Selbstverpflichtungen, etwa in der Bildungspolitik, der Arbeitsmarktpolitik oder der Gesundheitspolitik. Wir erwarten ausserdem, dass ein Gremium installiert wird, das Träger einer gemeinsamen Armutspolitik wird. In diesem Gremium muss es dann auch Platz für die privaten Hilfswerke und die Organisationen der Betroffenen haben.

Drittens muss sich eine moderne Armutspolitik am Lebenslauf der Menschen orientieren. Dabei gilt es, das folgende Motto zu beachten: «Armut vermeiden ist besser als Armut bekämpfen.» Eine investitive Sozialpolitik betont die Bemühungen in den ersten Lebensjahren. Was nämlich hier in der Aneignung von sprachlichen und sozialen Kompetenzen verpasst wird, endet leider sehr oft beim Sozialamt. Die Vererbung von Armut muss mit aller Kraft vermieden werden. Noch immer aber ist es so, dass die soziale Herkunft die Lebenschancen von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz in sehr hohem Ausmass beeinflusst. Auch ein liberaler Staat muss hier einen zentralen Handlungsbedarf anerkennen und alles daran setzen, dass das Prinzip der Chancengerechtigkeit in der Schweiz verwirklicht wird. Die wenigen Überlegungen zeigen: Wir stehen erst am Anfang einer gemeinsamen Armutspolitik. Die nationale Armutskonferenz kann darum nur den Beginn eines Prozesses markieren, der zu einer zielorientierten und gut koordinierten Strategie zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung führt. Die armutspolitischen Anstrengungen müssen über diesen Anlass hinaus weitergeführt werden.

Die privaten Hilfswerke und Interessenverbände aus dem sozialen Bereich erwarten darum von den staatlichen Akteuren eine Konkretisierung der quantitativen und qualitativen Zielsetzungen, die in den nächsten Jahren erreicht werden sollen. Caritas Schweiz setzt sich dafür ein, dass in der kommenden Dekade die Armut in der Schweiz halbiert wird. Ähnliches wurde unlängst auch von der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe und vom Kanton Bern postuliert. Diese Zielsetzung erscheint uns darum anschlussfähig. Wer Ziele benennt, muss auch sagen, wie gemessen werden soll, ob diese erreicht werden. Damit sind die Indikatoren angesprochen, die zeigen, ob sich die Armutspolitik im Bund und in den Kantonen und ihren Gemeinden in die gewünschte Richtung bewegt. So liesse sich in Anlehnung an die Europäische Union auch ein System der offenen Koordination denken, in dem die Kantone in einen Wettbewerb um die wirkungsvollste Armutspolitik geführt werden könnten. Armutspolitik ist anspruchsvolle Politik. Dazu braucht es Geld, aber noch viel mehr Ideen und vor allem reale Handlungsoptionen für die Betroffenen.

Carlo Knöpfel

Dr. Carlo Knöpfel ist Bereichsleiter Bereich Inland und Netz auf der Geschäftsstelle von Caritas Schweiz in Luzern.

Der vorliegende Artikel ist das Einführungsreferat, das im Rahmen der Ringvorlesung (Armut in der Schweiz. Christliches Engagement in Solidarität mit den Armen) an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern am 22. September 2010 gehalten wurde.

SKZ 13/2011

JESU HEILSVERKÜNDIGUNG AN DIE ARMEN NACH LUKAS

Mit der Thematisierung von Armut ist ein wichtiger Bereich des Wirkens Jesu angesprochen. Ein Vergleich zwischen der Mt- und der Lk-Fassung der ersten Seligpreisung lässt erkennen, dass Lukas noch konkreter die reale Armut der damaligen Menschen im Blick hat (Lk 6,20 par). Dass Lukas im gleichen Kontext mit den jeweils entsprechenden Weherufen (hier Lk 6,24) eine sozial bezogene Botschaft vermittelt, unterstreicht dies.

Das Sprechen von Armut und von Armen findet sich an zahlreichen Stellen im Lk-Ev. Daher kommt zunächst mit Lk 4,16–30 ein Lk-Leittext zur Sprache (1), bevor im Anschluss daran die Wiederaufnahme des Themas in der Antwort Jesu auf die Frage des Täufers (Lk 7,22–23) kurz angesprochen wird (2). Beide Textabschnitte geben Einblick in den theologischen Stellenwert des Themas in der frühen Verkündigung – was zu Folgerungen für die Einordnung des Phänomens Armut und den Umgang damit heute führen kann (3).[1]

1. Armut und Evangelium: Lk 4

Nach einer ausführlichen Einführung in sein Evangelium eröffnet der Evangelist in Lk 4 die Darstellung des Wirkens Jesu mit dessen Selbstpräsentation in der Synagoge von Nazaret (Lk 4,16–30).[2]

1.1 Textzusammenhang: Mit 4,14 eröffnet der Evangelist die Darstellung des Wirkens Jesu (4,14–19,28). Darin wird die verbale und nonverbale Verkündigung der mit Jesus selbst anbrechenden Königsherrschaft Gottes vermittelt, und es wird aufgezeigt, wie, in welchem Ausmass und warum diese Verkündigung unter den Menschen greift. Der Evangelist verfolgt dieses sein schriftstellerisches Anliegen zunächst in 4,14–15 mit einer Zusammenfassung des Auftretens Jesu:[3]

«[14] Und Jesus kehrte in der Dynamik des Geistes nach Galiläa zurück.

Und die Kunde über ihn verbreitete sich im gesamten Umfeld.

[15] Und er selbst: Er lehrte in ihren Synagogen,
und er wurde von allen gepriesen.»

Die weite Resonanz gegenüber dem Wirken Jesu wird ebenso hervorgehoben wie die positive Reaktion von allen. Als Grundlage dafür dient der Hinweis auf einen der Kernbereiche der Tätigkeit Jesu: sein Lehren in den Synagogen.

Die Erzählung über den Auftritt Jesu in der Synagoge von Nazaret (4,16-30) enthält die erste explizite Wortmeldung Jesu zu seinem Wirken, und dies geschieht in seiner engeren Heimat – worauf der Verfasser hier nochmals (vgl. schon 2,39) ausdrücklich hinweist. Die Leserin und der Leser kann sich danach nicht nur vorstellen, wie diese Verkündigungstätigkeit ausgesehen hat, sondern sie oder er wird narrativer Zeuge dieses bedeutenden Schrittes Jesu in die Öffentlichkeit. Der Synagogengottesdienst bildet dafür den szenischen Hintergrund. Gegenüber der zuvor formulierten knappen Zusammenfassung fällt jetzt die erzählerische Genauigkeit auf.

1.2 Die erste Selbstpräsentation Jesu: Die Aufmerksamkeit gilt den ersten Versen (4,18–19.21).[4] Nach dem Hinweis auf den Synagogengottesdienst und auf die Aufgabe des Vorlesens heisst es in der Lk-Darstellung:

«[17] Und es wurde ihm die Schriftrolle des Propheten Jesaja gereicht,
und er fand die Stelle, an der geschrieben steht:
[18a] Geist des Herrn – auf mir; *Jes 61,1*
[18b] deswegen hat er mich gesalbt,
[18c] das Evangelium zu überbringen den Armen *vgl. Jes 29,18; 35,5.6*
[18d] hat er mich gesandt: *42,18; 26,19*
[18e] zu verkündigen den Gefangenen Freiheit und den Blinden das Wieder-Sehen,
[18f] zu führen die Zerschlagenen in Freiheit *Jes 58,6*
[19] zu verkündigen ein Erlassjahr des Herrn. *Jes 61,2*
[20] Und er rollte die Schriftrolle zusammen, gab sie dem Diener und setzte sich.
Und die Augen aller in der Synagoge waren gerichtet auf ihn.
[21] Er aber begann zu ihnen zu sprechen: Heute wurde dieses Schriftwort in euren Ohren erfüllt» (Lk 4,17–21).

Kern der kurzen Textpassage ist der als Zitat ausgewiesene Text, den Jesus nach der Darstellung des Evangelisten in der Synagoge vorliest. Wie aus den Hinweisen auf verschiedene entsprechende Parallelen bei Jes zu ersehen ist, hat dabei die kompositorische Kraft des Lukas und seine theologische Perspektive mitgeholfen: Er ist es ja auch, der uns hier eingangs der Darstellung Jesu gleichsam in der Retrospektive den Blick auf das Profil von Person und Tätigkeit Jesu schärft. Wohl mit Anspielung auf das Taufgeschehen (vgl. Lk 3,21–23) eröffnet er die Jesusrede mit einem thesenartigen Satz: «Geist des Herrn – auf mir» (4,18).

Die bewusst belassene Form des Nominalsatzes unterstreicht in ihrer Knappheit den proklamatorischen Charakter dieses Satzes. Er kann gleichsam als Überschrift und im Munde Jesu als Selbstprädikation gelesen werden, die dann besagt: Sein Wirken ist in die Dynamik dieses (göttlichen) Geistes (so ja wörtlich 4,14) eingebettet.

Prof. Dr. Walter Kirchschläger ist ordentlicher Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern.

[1] Überarbeitete und gekürzte Fassung des Hauptabschnittes eines Vortrags im Rahmen der Ringvorlesung «Armut in der Schweiz» vom Herbstsemester 2010 an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern vom 20. Oktober 2010.

[2] Neben den Kommentaren zu Lk siehe dazu bes.: Ulrich Busse: Das Nazareth-Manifest Jesu. Stuttgart 1977; Roman Kühschelm: «Um zu verkünden ein willkommenes Jahr des Herrn». Jesu Antrittsrede Lk 4,16–30, in: Ruth Scoralick (Hrsg.): Damit sie das Leben haben (Joh 10,10). Zürich 2007, 147–185 [Lit.]; M. Prior: Jesus the Liberator: Nazareth Liberation Theology (Luke 4:16–30). Sheffield 1995; Gabriel Kyo-Seon Shin: Die Ausrufung des endgültigen Jubeljahres durch Jesus in Nazaret. Bern 1989; Robert F. O'Toole: Does Luke Portray Jesus as the Christ in Luke 4,16–30?, in: Biblica 76 (1995), 498–522.

[3] Klassisch dazu: Heinz Schürmann: Der «Bericht vom Anfang». Ein Rekonstruktionsversuch auf Grund von Lk 4,14–16, in: Ders.: Traditionsgeschichtliche Untersuchungen zu den synoptischen Evangelien. Düsseldorf 1968, 69–80; siehe des weiteren Busse (wie Anm. 2), 13–24.

[4] Zur Analyse siehe insbes. Kühschelm (wie Anm. 2), 155–171, sowie Andrea Gisler: *euangelisasthai ptochois*. Die Armen als Bezugsgrösse der Sendung Jesu und Konsequenzen für die Nachfolge aus lukanischer Sicht. Luzern [Theologische Masterarbeit] 2010, hier 8–45.

Diese Ausgangsthese wird anhand einer daraus gezogenen Folgerung begründet. Sie besteht aus zwei Hauptsätzen (4,18b.d), die einen finalen Infinitivsatz (4,18c) umschliessen. Dieses Stilmerkmal des Lukas wird eingesetzt, um in der dreigliedrigen Textabfolge die Mittelzeile besonders hervorzuheben. «Salben» und «senden» sind korrelative Verben, die eine Beauftragung zum Ausdruck bringen und diese als verbindlich und erheblich kennzeichnen. Inhalt des von Jesus vorgetragenen Textabschnitts ist also die Reflexion über eine Sendung, die auf Gott selbst zurückgeht (so 4,18a). Ein Blick voraus auf das diesen Schrifttext kommentierende Wort Jesu (4,21) zeigt, dass Jesus den Abschnitt auf sich selbst bezieht. Der Evangelist präsentiert also das aus seiner Sicht formulierte Selbst- und Sendungsverständnis Jesu.

Wenn nun zur Verdeutlichung dieser Selbstpräsentation der zwischen den beiden Hauptsätzen stehende Infinitivsatz herangezogen wird, klärt sich auch inhaltlich die beabsichtigte Aussage. Darin wird als Ziel von Salbung und Sendung festgehalten: «das Evangelium zu überbringen den Armen» (4,18c).

Der vorgeschlagenen Übersetzung «das Evangelium zu überbringen» liegt der Infinitiv *euangelisasthai* zugrunde, der den Kernbegriff frühchristlicher Verkündigung *euangelion* enthält. Wir haben mit diesem Prädikat den zentralen Begriff der lukanischen Jesusverkündigung[5] angesprochen – erneut ein Indiz, wie wichtig dieser Textabschnitt für den Evangelisten ist. Umso weniger darf dann übersehen werden, wer als die Adressatinnen und Adressaten dieser hier beschriebenen Tätigkeit des Überbringens des Evangeliums genannt wird: Es sind die *ptochoi*, also die Armen. Das bisher Beobachtete erfordert eine Zwischenbemerkung: Wer den griechischen Text liest, erkennt, dass der Text aufgrund seiner Syntax auch anders phrasiert werden kann: 4,18b kann als Begründung zu 4,18a gelesen werden;[6] ebenso kann 4,18c als Erläuterung zu 4,18b verstanden und in der Folge dann 4,18d als der entscheidende Hauptsatz eingeordnet werden, von dem die weiteren Infinitivsätze 4,18e.f.19 abhängig sind. Es ist aber gerade das rhetorische Instrument der Inklusion oder Konzentrik in Verbindung mit der inhaltlichen Kongruenz, das dafür spricht, den Text in der vorgeschlagenen Weise zu strukturieren.[7] Dies gilt auch für die Positionierung der erwähnten nachfolgenden Infinitive.

Die weitere Analyse kann hier anschliessen: Die assoziative Kompositionsweise, die sich im Nominalsatz 4,18a zeigt, setzt sich in der weiteren Textstruktur fort. Ohne syntaktisch zwingend verbunden zu sein, folgt auf den ersten, grundsätzlichen Abschnitt des von Jesus vorgetragenen Schriftwortes eine erläuternde Entfaltung, formuliert in zumeist asyndetisch angereihten Infinitivsätzen. Sachlich assoziativ (nicht syntaktisch) sind sie von «er hat mich gesandt» (4,18d) abhängig. Als Infinitive erinnern sie an 4,18c, sie haben die Funktion, die dort grundsätzlich formulierte Ausrichtung der Sendung Jesu exemplarisch zu vertiefen.[8] Das bedeutet dann aber: Was hier nun gesagt wird, gibt Aufschluss über das Verständnis des Evangelisten hinsichtlich des Inhalts der Sendung Jesu: «Das Evangelium den Armen zu bringen» (4,18c) bedeutet, ihnen in der Gefangenschaft Freiheit und in der Blindheit erneutes Sehvermögen (vgl. 4,18e) zu verkündigen und die Zerschlagenen in die Freiheit zu führen (4,18f). Mit diesen Hinweisen erschliesst sich, was Lukas mit Armut und mit den Armen meint: Es sind jene, die in verschiedenster Weise einen Mangel ertragen müssen: Unfreiheit, Blindheit, Zerschlagenheit.[9] Das kann real gelesen werden als Bezeichnung sozialer Missstände und Isolation; das kann mit gutem Grund auf eine innere Ebene verschoben werden, wobei dann die «Gebundenheit durch Satan» der gekrümmten Frau (Lk 13,16)[10] oder die Zerschlagenheit durch Dämonen als Ausdrucksweise der damaligen Zeit in den Blick kommt.

1.3 Der Umgang mit den Armen: Angesichts des in 4,18c vorgelegten Programms muss näher hingesehen werden, wie dies umgesetzt wird. Die zuletzt angesprochene Abfolge von Infinitiven gibt einen Hinweis: «Verkündigen» (4,18e) und «Führen» in die Freiheit (4,18f) benennen die verbale und die nonverbale Komponente des Wirkens Jesu, insbesondere dort, wo er Menschen in Not, in Mangel, in einer Situation von Unfreiheit, Marginalisierung und Unterdrückung, aber auch von Sünde vorfindet. Die Liste der Infinitivsätze liesse sich anhand einer Lektüre der Jesusgeschichte fortsetzen. Dem Evangelisten genügt der so angedeutete Rahmen, und dieser ist sehr weit.

Der letzte Infinitivsatz wurde bisher ausgeklammert: «… zu verkündigen ein Erlassjahr des Herrn.» Der Satz schliesst formal an die bisherige Reihe der finalen Infinitive an und beschliesst diese. Inhaltlich bildet er den abschliessenden Höhepunkt der in das Schriftzitat gekleideten Jesusrede.[11] Die hier angesprochene Thematik des Jobeljahres ist in Lev 25,8–19 geregelt und sieht vor, dass in jedem 50. Jahr alle Finanz- und Hypothekarschulden erlassen werden, sodass ein Abgleiten in eine aussichtslose Armutsspirale abgewendet werden kann. Es ist kontrovers, in welcher Verbindlichkeit die Praxis des Jobeljahres tatsächlich gehandhabt wurde, und ebenso kontrovers ist, in welcher Konkretheit Lukas diese Vorstellung vor Augen hatte. Dass in der Tat das Jobeljahr aus Lev für die Formulierung dieser Vision eine Rolle spielte, kann aufgrund jüdischer Zeugnisse angenommen werden.[12] Der Satz bringt das Motiv einer endzeitlich orientierten, wirkungsvollen Befreiung zum Ausdruck, aufgrund derer der Mensch nicht mehr in Abhängigkeit oder Schuld steht. Insofern ist damit das Ende bzw. der Ausschluss jedweder Armut angekündigt.

Aus lukanischer Sicht ist Jesus also dazu angetreten, um jedwede Form von Armut zu überwinden

[5] Schon die Wortstatistik bestätigt diese Einordnung: *euangelizomai* wird 10-mal in Lk und 15-mal in Apg, nur einmal in Mt (als Zitat aus Jes) und nie in Mk verwendet.

[6] Dies liegt im Bezugstext Jes 61,1 LXX auch tatsächlich vor – was z. B. Heinz Schürmann bewog, so zu phrasieren: Das Lukasevangelium I (HThKNT 3,1). Freiburg 1969, 230; vgl. auch Walter Radl: Das Evangelium nach Lukas I. Freiburg 2003, 254.

[7] Anders – zumeist unter Hinweis auf die Punktation in der LXX – Francois Bovon: Das Evangelium nach Lukas I (EKK III,1). Zürich 1989, 206; Schürmann (wie Anm. 6), 226 mit Begründung 230; Hans Klein: Das Lukasevangelium (KEK I,3). Göttingen 2006, 182; Josef Ernst: Das Evangelium nach Lukas (RNT). Regensburg 1977, 167–168; I. Howard Marshall: The Gospel of Luke (NIGTC). Exeter 1978, 183; Eduard Schweizer: Das Evangelium nach Lukas (NTD 3). Göttingen 1982, 58; Michael Wolter: Das Lukasevangelium (HNT 5). Tübingen 2008, 188; ähnlich Kühschelm (wie Anm. 2), 158; offen Radl (wie Anm. 6), 254–255; Erich Klostermann: Das Lukasevangelium (HNT 5). Tübingen ^{3}1975, 63. Durch eine andere Phrasierung verschiebt sich aber lediglich die Argumentation, nicht der hier hervorgehobene Akzent auf 4,18c.

[8] So Kühschelm (wie Anm. 2), 158.

[9] Vgl. dazu Kühschelm (wie Anm. 2), 162–166; M. Prior: Jesus and the Evangelisation of the Poor, in: Scripture Bulletin 26 (1996), 34–41. Der in 4,18f verwendete Begriff *aichmalotos* kommt nur hier im NT vor und steht in der griechischen Literatur «neben Bettlern, Blinden, Verletzten als Bild des Elends»: So Bauer / Aland: Wörterbuch 51. Der Begriff könnte lukanisches Sündenverständnis umschreiben.

[10] So z. B. Busse (wie Anm. 2), 18.34–35.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
29.3.11 / Nr. 13
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

In nichtreligiöser Weise über Religion sprechen

Ansgar Jödicke zur Entwicklung zu nichtkonfessionellem Religionsunterricht

Von Aude-May Cochand

Freiburg i. Ü. – Religionsunterricht wird zunehmend zur Sache des Staates. Die Entwicklung hin zum "schulischen Unterricht zum Thema Religion" findet in der Bevölkerung mehrheitlich Unterstützung. Diese Feststellung macht der Religionswissenschaftler Ansgar Jödicke, Lehrbeauftragter der Universität Freiburg. Er hat für den Nationalfonds mit Andrea Rota eine Studie über "Religionsunterricht zwischen Staat und Religionsgemeinschaften" erarbeitet.

Was versteht man in der Schweiz heute unter Religionsunterricht?

Ansgar Jödicke: Religionsunterricht wird zunehmend zu einem Unterricht, in dem in nichtreligiöser Weise über Religion gesprochen wird. Ob der Religionsunterricht ein religiöser Unterricht ist oder ein Unterricht über Religion, hängt jedoch sehr stark von den verschiedenen Kantonen ab. Die neueren Entwicklungen sind indessen gut vergleichbar. Natürlich bleiben vor allem verschiedene rechtliche Traditionen. Aber die den Kantonen gemeinsame Tendenz liegt heute in einer stärkeren Verantwortung des Staates für den Religionsunterricht – und in einer schwächeren Verantwortung der Kirchen.

Das ist eine Entwicklung, die einen historischen Wandel anzeigt im Umgang der Gesellschaft mit Religion. Früher war es eine Selbstverständlichkeit, dass die christlichen Kirchen für den Religionsunterricht verantwortlich waren. Natürlich wusste man immer, dass es andere Religionen gibt, aber Potential und Ressourcen für Religionsunterricht lagen bei den christlichen Konfessionen.

Heute ist das alles viel stärker gebrochen. Aus dem Pluralismus erwächst die Frage, wer eigentlich ausser den beiden christlichen Kirchen im Unterricht auch noch zur Sprache kommt. Und dann gibt es auch nichtreligiöse Positionen, die ebenfalls ein Recht in unserer Gesell-

Ansgar Jödicke hat in einer Studie die Tendenz festgestellt, dass im Religionsunterricht zunehmend in nicht religiöser Weise von Religion gesprochen wird.

Editorial

Zölibat. – Die einen greifen das Thema auf, weil es mit Sex zu tun hat. Warum sonst sollte es über das Lokale hinaus von Interesse sein, wenn ein Priester Vater wird? Andere finden das Thema Zölibat aus demselben Grund pfui. Die einen tun so, als könne man nur in einer Ehe glücklich werden (viele Singles wissen es besser) und als würden diese stets für immer halten. Andere betonen, wie unverzichtbar der Zölibat sei (ist er das?). Wer für den Pflichtzölibat ist, ist wahlweise romtreu oder von vorgestern, wer für die Aufhebung votiert, ist für die einen nicht katholisch, für die andern ein Hoffnungsträger. Manche reagieren beleidigt (es geht um ihre Lebensform), andere hören gleich Zwang und Missbrauch mit.

Die Meinungen sind gemacht, das wird beim Medienkonsum schnell klar. In Kommentar- und Leserbriefspalten schwingen unreflektierte Vorurteile mit. Etwa dass immer mehr Geistliche wegen einer Frau abspringen. Ah ja? Belegen muss man das offenbar nicht. Oder dass der Kirche wegen des Zölibats die Gläubigen davonlaufen. Dann wäre ohne Pflichtzölibat das Problem gelöst? In einem Gratisblatt war gar vom "Zölibad" die Rede. Da wurde buchstäblich das Kind mit dem "Zölibad" ausgeschüttet. Dennoch meinen alle etwas dazu zu sagen zu haben.

Kaum jemand stellt jedoch Fragen wie: Warum entscheiden sich auch dann Menschen für ein Zölibatsversprechen, wenn sie nicht Priester werden? Was ist das, das sie mit ihrer ganzen Existenz tun müssen? Sind Geistliche der zur katholischen Kirche gehörenden Ostkirchen etwa die schlechteren Priester, weil sie verheiratet sein dürfen? Warum ist der Zölibat so wichtig geworden, nicht aber die Armut als Lebensform, die für Jesus einen viel prominenteren Platz einnimmt? Mit solchen Fragen würde man zu so spannenden Themen gelangen wie Gottesbeziehung und -erfahrung oder geistliches Leben. Und dann könnte man in aller Ruhe abwägen zwischen geistlichen und praktischen Argumenten (wie Priestermangel). **Petra Mühlhäuser**

Namen & Notizen

Johannes Paul II. – Zum kirchlichen Gedenktag des künftigen seligen Papstes will der Vatikan den 22. Oktober bestimmen, den Tag des Amtsantritts von Karol Wojtyla als Papst. Das sagte der Bischof von Pelplin, **Jan Szlaga**. Das Datum passe besser in den liturgischen Kalender als der Todestag. Offiziell wird der Gedenktag bei der Seligsprechung bekanntgegeben. (kipa)

Swjatoslav Schewtschuk. – Das neue Oberhaupt der griechisch-katholischen Kirche der Ukraine hat sein Amt angetreten. An der Inthronisationsfeier in Kiew nahm auch der Sekretär der vatikanischen Ostkirchen-Kongregation, Erzbischof **Cyril Vasil**, teil. (kipa)

Aurelio Lurati. - Der Kanzler des Bistums Chur ist am 21. März im Alter von 75 Jahren gestorben. Während drei Jahrzehnten wirkte Lurati als Pfarrer in verschiedenen Bündner Pfarreien. 1990 berief ihn Bischof **Wolfgang Haas** zum Kanzler. Das Amt bekleidete er bis zum Tod. (kipa)

Martin Kopp. – Der Generalvikar der Diözese Chur für die Urschweiz wurde zum neuen Präsidenten der Deutschschweizer Ordinarienkonferenz gewählt. Abt **Martin Werlen** bleibt Vize-Präsident. (kipa)

Markus Büchel. – Der St. Galler Bischof erklärte, "eine Lockerung des Pflichtzölibats könnte helfen, dem Priestermangel in mitteleuropäischen Ländern zu begegnen." Ein Priester seines Bistums hatte öffentlich gemacht, dass er Vater wird. Der Generalvikar des Bistums Chur, **Martin Grichting,** nannte Büchels Aussagen "nicht lösungsorientiert und unruhestiftend." Die Weltkirche nehme eine klare Haltung ein. (kipa)

Hilarion Alfeyev. – Dem Metropoliten der russisch-orthodoxen Kirche und Präsidenten des Departements für Aussenbeziehungen des Moskauer Patriarchats wurde die Titularprofessur der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg (Schweiz) verliehen. Dies in Anwesenheit von Kardinal **Kurt Koch**, Ökumene-Minister des Vatikans, und dem Apostolischen Nuntius in der Schweiz, **Francesco Canalini**. (kipa)

schaft haben und die berücksichtigt werden müssen. Deshalb kommt diese neue Form von nichtreligiösem Unterricht, der aber dennoch Religion thematisiert, dieser Situation sehr stark entgegen.

Das hat mit der Säkularisierung der Gesellschaft zu tun?

Jödicke: Ja. Die Schule wurde vielerorts in Europa von den Kirchen mitentwickelt, mitgetragen und mitfinanziert. Aber im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts erfolgte eine Trennung, und der Staat übernahm diese Aufgaben. Heute kann man zwar sagen, dass die Kirche jetzt aus der Schule "heraussäkularisiert" wird. Andererseits wird Religion auch neu thematisiert. So etwa in einem Kanton wie Genf, in dem es bislang keinen Religionsunterricht gab.

Gab es Widerstand gegen diese Entwicklung?

Jödicke: In den Kantonen, in denen dies eingeführt wurde – in Zürich, Aargau, Luzern, Graubünden, Waadt, Neuenburg und Freiburg – ging es überall relativ leicht. Wo es Widerstand gab, kam er im Prinzip aus zwei verschiedenen Lagern. Aus einem konservativen Lager mit Betonung des Religiösen und aus dem Lager der Freidenker mit Betonung des Nichtreligiösen.

Wie sehen Sie die Zukunft, wenn diese Tendenz weitergeht?

Jödicke: Die Tendenz deckt einen relativ breiten Konsens in der Bevölkerung ab: dass man über Religion reden kann und dass das dazu gehört, aber dass es keine konfessionelle Vermittlung einer bestimmten Religion sein soll. Dieser Konsens entspricht meines Erachtens vielen Menschen in unserer Gesellschaft.

Denkbar ist aber auch ein anderes Szenario, weil die Profile in den Lehrplänen noch zu wenig geschärft sind. Es könnte sein, dass die Angriffe der Konservativen und der Freidenker dazu führen, dass sich das Feld der Religionen wieder stärker polarisiert. Dann müsste man sich wieder stärker klar machen, was das Religiöse eigentlich ist. Das wäre eine analoge Diskussion zu jener über die Kreuze in den Schulzimmern.

Wenn ein Symbol für viele Menschen eine Mittelstellung zwischen religiös und kulturell einnimmt und die Gesellschaft wissen will, ob das jetzt religiös ist oder nicht, dann muss die Gesellschaft auch stärker definieren, was sie eigentlich als religiös bezeichnet. Und das könnte dann dazu führen, dass der Religionsunterricht daran zerbricht, weil er nicht genügend deutlich klar machen kann, dass er nichtreligiös ist. Man muss sich auf jeden Fall noch stärker mit der Frage beschäftigen, was eigentlich mit dem Religionsunterricht bezweckt wird.

Und, was bezweckt er aus Ihrer Sicht?

Jödicke: Er hat zwei Zwecke. Der erste: Es geht um die Thematisierung und Erhaltung von Religion angesichts eines wachsenden religiösen Analphabetismus, da man davon ausgeht, dass kaum mehr jemand richtig Bescheid weiss.

Der zweite Zweck des Religionsunterrichtes besteht darin, Religion gesellschafts- oder zivilverträglich zu machen. Das zielt eher auf den Islam oder auf fremde Religionen. Beide Begründungen tragen der Pluralisierung Rechnung. In einer pluralisierten Welt weiss niemand mehr, was Sache ist, und deshalb muss man die Grundlagen der Kultur kennen. Und: Es lässt sich besser zusammenleben, wenn wir uns besser kennen. (kipa / Bild: Aude-May Cochand)

Frei, aber im Exil

In Kuba will sich die Kirche weiter für Regimegegner einsetzen

Havanna. – Nun sind auch die beiden letzten der 52 politischen Häftlinge frei, die während des "schwarzen Frühlings" 2003 in kubanischen Gefängnissen verschwunden waren. Die katholische Kirche hatte vermittelt.

Ein Hungerstreik, der den Dissidenten Orlando Zapata das Leben kostete, hatte die kommunistische Regierung unter Druck gesetzt. Wenige Wochen vor dem Parteitag hat sich die Castro-Regierung nun davon befreit. Und Kuba hat seine Kritiker erfolgreich exportiert – die Mehrheit musste nach Spanien ins Exil gehen. Eine Protestnote von 165 im Ausland lebenden Kubanern im August 2010 warf der Kirche deswegen vor, sich zum Handlanger des Regimes zu machen. Ansonsten waren die Reaktionen positiv: Die EU-Aussenbeauftragte Catherine Ashton würdigte den Anteil des kubanischen Klerus an der Freilassungswelle. "Es gibt keinen besseren Vermittler als die katholische Kirche", sagte auch die Sprecherin der "Damen in Weiss", der hell gewandeten Frauen der Dissidenten, die jahrelang für deren Freilassung auf die Strasse gegangen waren.

Orlando Marquez, Pressesprecher des Erzbistums Havanna, kündigte an, der Dialog werde fortgesetzt. (kipa)

Ein guter Verwalter für die Pastoral

Markus Thürig ist neuer Generalvikar des Bistums Basel

Von Petra Mühlhäuser

Solothurn. – Markus Thürig wehrt ab. Er möchte lieber mit Wohnblock und Baum fotografiert werden als vor dem bischöflichen Palast. "Wir müssen die moderne Welt hereinholen", sagt er. Seit Ende Januar ist er Generalvikar des Bistums Basel und damit Stellvertreter des Bischofs.

Ein stiller, freundlicher Mann. Er sehe sich eher im Hintergrund, sagt er. Das Amt des Generalvikars kann man ganz unterschiedlich ausfüllen: Sein Vorgänger, Roland-Bernhard Trauffer, war in der Öffentlichkeit sehr präsent, von anderen Generalvikaren hört man kaum etwas. Thürig möchte vor allem ein guter Verwalter sein. Dieser kommt in verschiedenen Gleichnissen vor. Petrus hat es auf den Punkt gebracht (1 Petr 4,10): Dient einander als gute Verwalter der vielfältigen Gnade Gottes, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat. Für Thürig heisst das, die Seelsorge in den Pfarreien, Missionen und Seelsorgestellen nach Kräften zu unterstützen.

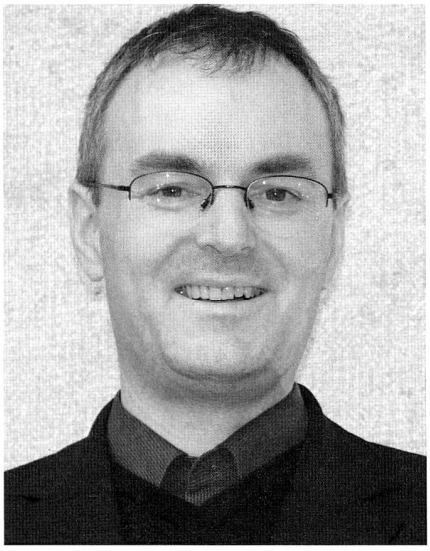
Immer anspruchsvollere Seelsorge

Dort war er über zwei Jahrzehnte lang tätig. "Ich war gerne in der Pfarreiseelsorge", sagt er. Eine immer anspruchsvollere Aufgabe: "Die Menschen wollen heute viel individueller betreut werden." Die Taufe oder die Beerdigung sollen nicht "us em Büechli" sein, sondern auf die Bedürfnisse der Einzelnen eingehen. Das habe Grenzen. Nicht nur, weil der Aufwand grösser wird: "Wir wollen eine kirchliche Gemeinschaft anbieten, nicht freie Ritualbegleitung."

Die Einführung von Seelsorgeräumen sei eine zusätzliche Belastung. "Wir können nicht voraussehen, wie das soziale Leben in zwanzig Jahren in so einer Seelsorgeeinheit aussehen wird." Thürig scheint das keine Angst zu machen. Ihn erinnert diese Situation an den biblischen Exodus.

Die Art der Seelsorge, wie sie ab 1850 ein Jahrhundert lang war, sei jedenfalls vorbei. Es sei wie in der Erziehung: "Die Eltern müssen bei allem Einsatz wissen, dass die Kinder nicht ihnen gehören." Er spricht viel in solchen Bildern aus dem Alltag, ist es offensichtlich gewohnt, schwer Fassbares einfach zu erklären.

Ohne Konflikte geht dieser Umbruch nicht. Doch leeren Streit mag er nicht. Wenn das Psychologische in den Vordergrund rücke, schade das der Sache. "Ich gehöre eher zu den Stillen, die gerne zuhören." Oft überlegt er denn auch, bevor er antwortet. Etwa auf das Stichwort Priestermangel. Natürlich könne man die nächsten zehn, zwanzig Jahre mit der "Brille des Mangels" anschauen, sagt er. Aber: "Wäre die Seelsorge besser im Sinne von zeitgemässer, wenn wir immer noch für jede Pfarrei einen Pfarrer hätten?"



Generalvikar Markus Thürig

Eine neue Suppe kochen

Die "Umstellung auf unsere Zeit" hält er für die grösste Aufgabe des Bistums. Pastoralräume zu errichten genüge nicht. Es brauche auch Inhalte. "Wenn in fünf Pfarreien je eine Suppe gekocht wird, kann man nun nicht einfach alle zusammenschütten – das wird ungeniessbar." Man müsse vielmehr eine andere Suppe kochen. Die Pfarreien werden Schwerpunkte setzen. Man sei in Zukunft zwar noch immer in einer Pfarrei zu Hause, aber nicht mehr für alles. Wie beim Einkaufen: Einen Teil gibt´s im Dorfladen, anderes im Einkaufszentrum.

Das klingt optimistisch. "Welche Organisation in der Schweiz bringt jeden Sonntag so viele Leute zusammen?", fasst er seine Erfahrung aus den Pfarreien zusammen, in denen er aushilft. Noch manches Herkömmliche werde wegbrechen, sagt er. Aber: "Wenn man jemandem, den man zwanzig Jahre nicht gesehen hat, sagt, er sei noch derselbe wie damals, ist das kein Kompliment." (kipa / Bild: Petra Mühlhäuser)

In 2 Sätzen

Bischofsernennung. – Rund um die Nachfolge des letzten September verstorbenen Bischofs von Lausanne, Genf und Freiburg, Bernard Genoud, ist eine dritte Kandidatenliste mit drei Namen aufgetaucht. Der Domherr der Freiburger Kathedrale, Claude Ducarroz, rechnet nicht damit, dass der neue Bischof wie angekündigt bis Ostern bekannt gegeben wird. (kipa)

Kirchensteuer. – Die katholischen Dienst- und Fachstellen im Kanton Zürich sehen ihr soziales Engagement bedroht, falls die Kirchensteuer abgeschafft wird. Dies träfe die Schwächsten der Gesellschaft zuerst. (kipa)

Chur. – Die überwiegende Mehrheit der Dekane im Bistum Chur fordert Diözesanbischof Vitus Huonder auf, den Priesterrat sowie den Rat der Laientheologinnen einzusetzen. 14 der 16 Dekane haben eine entsprechende Erklärung unterzeichnet. (kipa)

"Les Prêtres". – Zu Ostern erscheint das neue Album "Gloria" der drei singenden Geistlichen "Les Prêtres". Ihr erstes Albums "Spiritus Dei" hatte sie an die Spitze der französischen Charts gebracht. (kipa)

Wald. – Im internationalen Jahr des Waldes hat der ökumenische Verein "Kirche und Umwelt" (Oeku) für die diesjährige "Schöpfungszeit" im September den Slogan "Zwischen Wipfeln und Wurzeln" gewählt. "Der wohl allen Seelsorgenden bekannte Ausspruch von Gemeindegliedern, dass sie Gott lieber im Wald als in der Kirche suchen, ist Ausdruck eines tiefen Bedürfnisses, sich mit der Natur eins zu fühlen", so Oeku. www.oeku.ch (kipa)

Missbrauch. – Die Jesuiten in fünf Bundesstaaten im Nordwesten der USA haben sich zur Zahlung von umgerechnet rund 155,4 Millionen Franken an Opfer von sexuellem Missbrauch verpflichtet. Damit sollen rund 500 Opfer entschädigt werden, die zwischen den 1940er und 1990er Jahren missbraucht wurden. (kipa)

Film. – Im Rahmen des 25. Internationalen Filmfestivals in Freiburg i. Ü. hat die Ökumenische Jury am Samstag den diesjährigen Preis an den Film "Los Colores de la Montaña" von Carlos César Arbeláez vergeben. (kipa)

Nachbessern verhindert Alternativen

Schweizer Nationalsekretär von Justitia et Pax zur Atom-Katastrophe

Bern. – Trotz des "Nachbesserns" von Atomanlagen bleibe ein gegenüber den künftigen Generationen nicht verantwortbares Risiko, schreibt der Sekretär der Schweizer Nationalkommission Justitia et Pax, Wolfgang Bürgstein, im Berner Pfarrblatt (24. März).

Im japanischen Kernkraftwerk Fukushima sei geschehen, was "statistisch alle 10.000 Jahre nur einmal eintreten sollte". Zuerst gelte es, aus dem Gebot der Solidarität den betroffenen Menschen zu helfen. Wichtig sei aber auch, aus den Ereignissen die richtigen Schlüsse zu ziehen: "Machen wir weiter wie bisher in der offensichtlich trügerischen Hoffnung, dass es ganz so schlimm nicht kommen wird?"

Wirklich alles im Griff?

Es stelle sich zudem die Frage, ob "wir wirklich alles im Griff haben, wie es uns Experten, Lobbyisten und Politiker weismachen wollen." Bürgsteins Antwort: Offensichtlich müssen "wir schmerzhaft erkennen, dass uns unsere bisherigen Anhaltspunkte zur Einschätzung der Risiken trotz aller Expertenmeinungen nicht vor Katastrophen bewahren – auch nicht in der Schweiz."

Die Katastrophe in Japan habe die Gefahren und Risiken der Kernkraft aufgezeigt. Wenn die Rahmenbedingungen "unseres Handelns und dessen Folgen" ungewiss sind, brauche der Mensch Orientierung. Mit Bezug auf das christliche Menschenbild und die Menschenrechte stehe an erster Stelle ein allgemeines Lebensrecht für alle Menschen, auch künftige. Gegen ihren Willen dürfe dieses Lebensrecht nicht eingeschränkt werden. Risikobehaftete Technologien seien folglich so zu gestalten, "dass dem Schutz der Menschen höchste Priorität eingeräumt wird". Vorteile wie grösserer Wohlstand müssten zurückstehen, wenn Technologien Menschen gefährden und diese sich nicht dagegen wehren können, fordert Bürgstein. Risikobehaftete Technologien dürften die Menschenrechte nicht in Frage stellen. "Es ist ethisch nicht akzeptabel, die Menschenrechte auch nur weniger Menschen gegen ihren Willen einzuschränken, um für die grosse Mehrheit Vorteile zu erlangen."

Fragezeichen zum Nachbessern

Bei der zivilen Nutzung der Atomenergie trete die Frage der Folgen- und Risikoabschätzung in den Vordergrund. Die Risiken des Betriebs und der Entsorgung müssten so organisiert sein, dass das Lebensrecht und die Menschenrechte nachhaltig auch für künftige Generationen garantiert sind. Wenn dies nicht möglich sei, müsse nachgebessert werden. Die Millionen und Milliarden, die in die Sicherheit solcher Anlagen investiert werden müssen, können aber keine absolute Sicherheit schaffen.

"Sie schränken uns aber ein bei der Suche und Förderung von Alternativen, die im Bereich der erneuerbaren Energien und der Energieeinsparung durchaus gegeben wären", so Bürgstein. Das "Nachbessern" sei zudem "bei grossen Risiken letztlich uferlos, weil alles unter dem Gesichtspunkt der Ungewissheit zu erfolgen hat". (kipa)

Seitenschiff

Vom Pflicht- zum Kürzölibat

Wenn ein Priester geht, kommt die Zölibatsdiskussion. Und sie wird umso heftiger geführt, je weniger Priester übrig bleiben. Das erlebt zurzeit die Seelsorgeeinheit Gossau SG, deren Pfarrer Vater wird und darum die Gemeinde verlässt. Dies füllt die lokale Zeitung nicht nur mit grossen Artikeln, es wächst auch das Erklärungsbedürfnis. So zum Beispiel beim Gebrauch der Begriffe Zölibat und Pflichtzölibat.

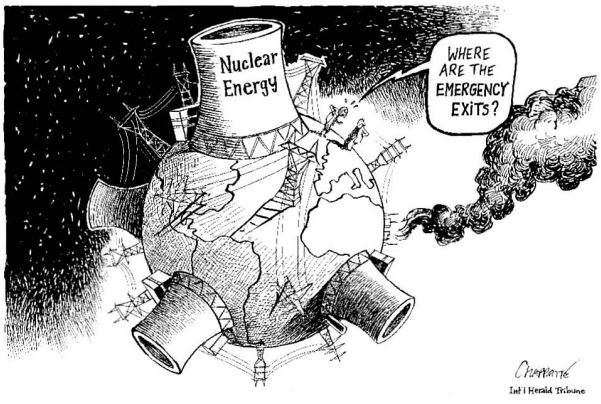
Was kirchlichen Insidern klar ist, leuchtet distanzierteren Zeitgenossen nicht ohne weiteres ein. Erklärt man ihnen, dass der Zölibat eine freiwillige Lebensform sei, fragen sie zurück, warum er denn als Pflicht auferlegt werde. Anschliessend muss man eingehend erklären, dass Pflicht nicht gleichbedeutend sei mit Zwang, dass der Pflichtzölibat also nicht mit einer Zwangsheirat vergleichbar sei.

Andere wundern sich, warum ein verheirateter anglikanischer Priester katholisch werden, seine Ehe aber weiterführen kann. Und ein Spassvogel empfiehlt einem heiratswilligen Priester sogar, einen Londonaufenthalt einzuschalten, kurzzeitig als anglikanischer Reverend zu wirken, um anschliessend mit Frau und Kind in den Schoss der katholischen Kirche zurückzukehren.

Eigentlich wäre der Zölibat eine Lebensweise; zurzeit ist er aber vor allem ein Diskussionsstoff. Schade, denn mit einer offeneren Regelung könnte der Zölibat wieder das werden, was er im besten Sinne sein sollte: kein Pflicht-, sondern ein Kürprogramm.

J.O.

Zeitstriche



Fukushima. – Nach der Atom-Katastrophe in Japan lässt der Karikaturist seine Figur fragen: "Wo sind die Notausgänge?" Gezeichnet von Chappatte in der "International Herald Tribune", www.globecartoon.com (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Petra Mühlhäuser
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

und sich in Wort und Tat für «Arme und Bedrängte aller Art»[13] einzusetzen. Der letzte Satz seiner Rede in Nazaret weitet dabei den Horizont auf eine endzeitliche Perspektive. Damit ist keine Vertröstungsstrategie angedeutet: In 4,20 steht als einziger kommentierender Satz zu diesem Schriftwort der Verweis auf dessen Erfüllung «heute». Das Heute des Heils beginnt nach Lukas auch für die Armen im Heute der Jesuswirklichkeit, weil dies der Inhalt seiner Sendung ist – auch wenn es, wie die Erfahrung zeigt, unter der spannungsvollen Perspektive des «schon Angebrochen» und «noch nicht vollendet» steht.

1.4 Verständnis von Armut: Dass Lukas «Armut» sehr vielschichtig versteht, zeigt der weitere Befund seines Evangeliums.[14] *ptochos*/arm steht in dieser Schrift 10-mal. Dabei lässt sich ein deutlicher Akzent auf der sozialen Dimension von Armut erkennen. Dies deckt sich übrigens mit dem gesamten synoptischen Befund, darüber hinaus weitestgehend mit dem gesamten neutestamentlichen Verständnis.[15] Allerdings zeigen gerade 4,18 (und 7,22, siehe unten), dass Lukas über diesen Rahmen hinaus denkt: Denn wenn die in 4,18c genannten Adressatinnen und Adressaten des Wirkens Jesu mit den verschiedenen Personen in Beziehung gesetzt werden, die in der weiteren Darstellung das Du seines Sprechens oder Handelns bilden, ergibt sich ein sehr vielfältiges Bild. Diese Menschen gehören – sozial gesehen – zu ganz verschiedenen Schichten der Bevölkerung. Ihnen allen ist ein Mangel gemeinsam, sei er sozial, sei er religiös, sei er gesundheitlich. Gerade in diesem Sinn sind sie «arm», gerade in dieser ihrer je spezifischen Armut sind sie die Zielgruppe des Wirkens Jesu, der seine gute und befreiende Botschaft gilt.

2. Die Armen als Subjekt: Lk 7

Die lukanische Darstellung der Jesusgeschichte erweist diesen Verfasser tatsächlich als den «Evangelisten der Armen».[16] Besonders in Lk 7,22–23 kommt diese Akzentsetzung nochmals zur Geltung.

2.1 Textzusammenhang: Im Anschluss an die Rede am Fusse des Berges (6,20–49) fährt Lukas in seiner Darstellung des jesuanischen Wirkens mit zwei Erzählungen fort, welche die Handlungsvollmacht Jesu und die darin erkennbare prophetische Dimension seines Wirkens hervorheben. 7,1–10 und 7,11–17 thematisieren intensives Leid, in beiden Fällen erweist sich das Handeln Jesu in der Behebung des jeweiligen Leides als wirkungsvoll. Vor diesem Hintergrund erzählt der Evangelist von der Frage des gefangenen Johannes des Täufers, die dieser über zwei Mittelspersonen an Jesus richtet: «Bist du der, der kommen soll, oder müssen wir einen anderen erwarten?» (7,20).

2.2 Antwort Jesu: Die Antwort Jesu erscheint wie eine Relektüre der bisherigen Darstellung seines Wirkens, auf das der hier Sprechende hinweist:

«[22a]... Geht und verkündet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt:
[22b]Blinde sehen wieder,
[22c]Lahme gehen,
[22d]Aussätzige werden gereinigt
[22e]und Taube hören,
[22f]Tote werden auferweckt,
[22g]Arme werden evangelisiert.
[23]Und selig ist, wer an mir keinen Anstoss nimmt» (Lk 7,22–23).

Die Jesusrede besteht (nach dem einleitenden doppelten Imperativ an die Angesprochenen) aus einer Aufzählung (7,22), an die eine Seligpreisung (7,23) angefügt ist. Letztere muss im vorliegenden Kontext nicht eingehender bedacht werden. In der Liste werden verschiedene Gruppen genannt, die durch ihren je spezifischen Mangel gekennzeichnet sind: Mangel an Sehvermögen, Mangel an Gehvermögen usw. Von ihnen wird Punkt für Punkt festgehalten, dass dieser Mangel behoben ist. Als Letztes werden in 7,22g Arme thematisiert. Der Evangelist greift für die Formulierung der Liste offensichtlich erneut auf das Jesajabuch zurück,[17] sodass sich auch aus dieser Perspektive die Verbindungslinien zu Lk 4 verdeutlichen. Der Jesusspruch ist wohl schon in der Logienquelle Q gestanden (vgl. Mt 11,4–5),[18] beide Evangelisten bieten ihn weitestgehend deckungsgleich. Anhand der zuvor in 4,18c gemachten Beobachtungen zum Selbstverständnis der Sendung Jesu kann davon ausgegangen werden, dass dieser letzte Satz der Aufzählung gleichsam eine Zusammenfassung oder deren Quintessenz enthält. Es fällt auf, dass in 7,22d und 7,22f die Prädikate in Passivform ausgedrückt sind: Abgesehen von den genannten Subjekten bleibt die ursächliche Handlungsinstanz also ungenannt. Dies unterstreicht die allgemeine Beobachtung, dass die Ursache der Mangelbehebung bei allen angeführten Gruppen ausserhalb der hier genannten (grammatikalischen) Subjekte liegt. Es ist bekannt, dass damit auf die Handlungsinitiative Gottes verwiesen wird, ohne Gott selbst explizit zu nennen. Ein solches «theologisches» Passiv kann unter Umständen auch in 7,22g angenommen werden[19] – ein Satz, der direkt auf 4,18c bezogen ist. Die Schwierigkeit der Übersetzung wurde dabei durch die Übernahme des griechischen Begriffs ins Deutsche umgangen.

Die Klärung dieser sprachlichen Schwierigkeit kann in der inhaltlichen Auseinandersetzung weiterhelfen. Der Vergleich zwischen 4,18c und 7,22g zeigt, worum es geht: Während es in 4,18c heisst: «das Evangelium zu überbringen den Armen» (also Dativobjekt), schreibt der Evangelist in 7,22g: «Arme (also Nominativ) werden evangelisiert.» Eine kongruente Übersetzung führt allerdings zu Schwierigkeiten – was zunächst zum eingeschlagenen Hilfsweg mit der Übertragung «evangelisieren» geführt hat. Der in solchen Fällen übliche Blick in Übersetzungen[20] und in die Kommentare[21] hilft nicht weiter. Allzu schnell wird der Text geglättet und aus dem Nominativ (Arme) ein

[11] Marlene Crüsemann u. a.: Das Jahr, das Gott gefällt, in: Bibel und Kirche 55 (2000), 19–25; M. Prior, Isaiah, Jesus and the Liberation of the Poor (Luke 4,16–30), in: Scripture Bulletin 24 (1994), 36–46.

[12] Siehe dazu Vincenzo Petracca: Gott oder Geld. Tübingen 2003, hier 41–60, mit Bezug auf 11Q 13,2 (Mel). Des weiteren Kühschelm (wie Anm. 2), 167–168.

[13] II. Vatikanisches Konzil, Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute Gaudium et spes, Art. 1.

[14] Siehe dazu die Untersuchung bei Kyo-Seon Shin (wie Anm. 2), 146–162, sowie bei Gisler (wie Anm. 4), 23–26.

[15] Siehe so Helmut Merklein: Art. arm, Armut, arm werden, in: Exegetisches Wörterbuch zum Neuen Testament 3. Stuttgart 1983, 466–472.

[16] Siehe den entsprechenden Buchtitel von Hans Joachim Degenhart: Lukas, Evangelist der Armen. Stuttgart 1965.

[17] Siehe dazu erneut – wie zu Lk 4,18 – Jes 29,18; 35,5.6; 61,1, des weiteren Jes 42,18; 26,19. Vgl. auch 4Q 521.

[18] Siehe dazu die textvergleichende Gegenüberstellung unter Mitberücksichtigung von Bezugstexten aus der Jüdischen Bibel in: James M. Robinson / Paul Hoffmann / John S. Kloppenborg (Hrsg.): The Critical Edition of Q Leuven 2000, 124–125. Eine Analyse zur Mt-Fassung (Mt 11,4–5) bietet Gerd Häfner: Der verheissene Vorläufer. Stuttgart 1995, hier 179–185.

[19] Die Verbalform euangelizontai (3. pers. plur., präs. ind.) kann medial oder passivisch verstanden werden.

[20] Siehe einen Überblick dazu bei Gisler, *euangelisasthai* (wie Anm. 4) 21.

[21] Das Problem wird in den deutschsprachigen Kommentaren der letzten 30 Jahre lediglich behandelt von Radl (wie Anm. 6), 464 mit Anm. 35, und Wolter (wie Anm. 6), 280 (mit Kritik an der Bibel in gerechter Sprache: «Arme bringen frohe Botschaft»).

ARMUT

Dativ (den Armen) gemacht – was dann die Weiterführung des Satzes in gewohnter Weise erlaubt: «den Armen wird das Evangelium verkündet» (so die Einheitsübersetzung). Aber so steht es nicht hier. Im Text sind die Armen Subjekt, und das dazugehörige Verbum heisst: das Evangelium überbringen. Dieses Verb steht allerdings in einer Medial- oder Passivform. Die Grammatik versucht mit Hinweis auf Ausnahmeformen einen Weg zu ebnen,[22] aber die Schwierigkeit mit der üblichen Übertragung und dem damit verbundenen Textverständnis bleibt dennoch bestehen. Denn der gesamte Textabschnitt benennt die je angesprochenen Menschengruppen eben als Subjekte.[23] Daher können sie nicht einfach zu Dativobjekten mutieren, auch wenn dies der üblichen Textaufnahme und dem gängigen Verständnis entspräche. Andrea Gisler hat in ihrer Arbeit schlüssig aufgezeigt, dass Lukas *euangelizo* nur als Medialform verwendet, die an allen anderen Stellen mit aktivem Verständnis übersetzt wird. Aktive Formen des Verbs sind überdies im NT sehr selten, und üblicherweise werden die Passiv-, bzw. Medialformen des Verbs aktiv verstanden.[24] Als folgerichtige wörtliche Übertragung ergibt sich aus alldem: Die Armen überbringen das Evangelium.[25]

Der Textbefund ist also komplex und nicht eindeutig zu entscheiden. Es hat den Anschein, dass es der Absicht des Textes am ehesten gerecht wird, seine Aussage zu paraphrasieren. Für 7,22g würde dies in etwa heissen: Die Armen werden zum Subjekt des Evangeliums gemacht. Die damit verbundene Akzentverschiebung ist eminent, sie kann hier nur angedeutet werden. Dass sie Ansatzpunkt für weitere theologische Überlegungen sein kann, ist keine Frage. Diese Paraphrase nimmt ernst, dass der Evangelist die Armen als Subjekt des Satzes nennt, auch wenn sie – der inneren Logik der üblichen Aussage nach – deren Dativobjekt zu sein scheinen. Wir gehen also richtig, wenn wir versuchen, den Sinngehalt des Textes zu erahnen – auch wenn er sich nicht eindeutig syntaktisch, grammatikalisch und damit sprachlich determinieren lässt. Ohne Zweifel erhalten die Armen in ihrem Bezug zum von Jesus verkündeten Evangelium durch diesen Verkündiger eine einzigartige, diese Botschaft vermittelnde Stellung. Dass eine entsprechende christozentrische Verortung des Themas keinen Einzelfall im Neuen Testament darstellt, könnte auch z. B. anhand des Gleichnisses vom Weltgericht (Mt 25,31–46) sowie anhand der paulinischen Begründung für die Kollekte in Jerusalem (2 Kor 8–9) aufgezeigt werden.

3. Folgerungen

«Die Armen werden zum Subjekt des Evangeliums gemacht» – diese Wendung kann als Leitgedanke für Folgerungen stehen. Diese werden als Thesen formuliert.

3.1 Armut heisst: Mangel haben. Die weite Umschreibung entspricht einer ganzheitlichen, integrativen Sicht des Menschen, wonach es dem inneren Menschen nicht gut gehen kann, wenn der Leib des Menschen Not leidet – und umgekehrt. Dies ruft nach einer umfassenden Zuwendung zum Menschen in jedweder Not.

3.2 Armut überwinden bedeutet: solidarisch Mangel beheben. Gaudium et spes 1 gilt als unverzichtbarer Leitsatz. Darin sind auch die gesamte Jesusbotschaft und -praxis zu diesem Thema enthalten. Solidarität ist dabei der unverzichtbare Begleitbegriff.

Für Christinnen und Christen bedeutet das Engagement mit armen Menschen ein Massnehmen am Wirken Jesu, das sich an den Menschen in seiner Armut gerichtet hat. Dieses Engagement ist eine andere, aktuelle Umschreibung für Nachfolge und Orientierung an Jesus. Getreu der Verkündigung Jesu von der anbrechenden Königsherrschaft Gottes braucht es dafür sowohl die personale Zuwendung zu betroffenen Menschen als auch den Einsatz für strukturelle Begradigungen, also den Einsatz gegen Strukturen der Entsolidarisierung, der Individualisierung, des individuellen und des kollektiven Egoismus, in denen proexistente Lebenshaltungen nicht gefördert, sondern be- und verhindert werden.

Solidarische Mangelbehebung ermächtigt Arme selbst zum Handeln. Sie unterstützt sie mit dem Ziel, sie zu Subjekten zu machen – Subjekte in der Bewältigung ihres Lebensentwurfes, letztendlich Subjekte in der Verkündigung ihrer so neu gewonnenen Hoffnung.

3.3 Umgang mit Armut: hat einen christozentrischen Bezugspunkt. Die notwendige Sorge um die Armen wird im NT mehrfach in Person und Wirken Jesu Christi verankert. Der Umgang mit Armen erhält so eine zeichenhaft signifikante Intensität, Arme werden zum Du unserer Christusbegegnung.

3.4 salom bedeutet: (endzeitliche) Überwindung von Armut. Frau oder man könnte angesichts des aufgezeigten Befundes die selbstprüfende Frage stellen: Sind wir nicht alle – auf je eigene Art – arm? Die aus einer letztendlich bejahenden Antwort abzuleitenden Folgerungen müssen mit Sorgfalt bedacht sein: Sie dürfen nicht zu einer Verniedlichung der Provokation von bestehender Armut führen. Zugleich darf sich die Hoffnung zur Überwindung von Armut nicht in innerweltlichen Programmen erschöpfen. Denn der Gott, der «hinsieht» (vgl. Lk 1,48), übersieht die Not des Menschen nicht. Das Ziel einer Zusammenführung der Menschen mit Gott in einer unendlichen Festgemeinschaft ist eine Kernperspektive der Botschaft Jesu. *salom* als Ausdruck der ungetrübten Gemeinschaft mit Gott und untereinander ist der dafür entsprechende Leitfaden biblischer Hoffnung; er darf nicht aus dem Blick geraten. Die Perspektive ist also sehr weit – und sehr konkret zugleich. Es empfiehlt sich, am Konkreten anzusetzen, damit die Weite korrekt verortet ist.

Walter Kirchschläger

[22] Siehe BIDR § 311,1 («Passive Formen transitiver Deponentia») mit Anm. 1.
[23] Bovon (wie Anm. 7), 368 hält zumindest diese Subjektnennung aufrecht und übersetzt: «Arme empfangen Frohbotschaft.»
[24] Gisler (wie Anm. 4), 21–22.
[25] Oder mit Gisler (wie Anm. 4), 22: «Arme bringen gute Botschaft.»

SKZ 13/2011

EUROPÄISCHE EXILLITERATUR

ZEIT-GESCHICHTE

Neue Studien und Editionen

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahre 1933 nahm der freien Presse in Deutschland jede Chance. Zahlreiche Intellektuelle und Publizisten flüchteten ins Ausland und suchten nach einer Möglichkeit, in deutschsprachigen Ländern zu publizieren. Österreich, Tschechien und Holland kamen solange in Frage, bis auch diese Länder von Grossdeutschland überrollt wurden. Am sichersten erschien die Schweiz. In Zürich entwickelte sich der Emil Oprecht Verlag zum Hausverlag prominenter Exilschriftsteller.

Der Vita Nova Verlag in Luzern

In Luzern entstand auf Initiative des Emigranten Rudolf Rössler, eines Theater und Literaturkritikers, der Vita Nova Verlag. Rössler sah seine Aufgabe darin, aus christlich-humanistischer Weltanschauung politische Aufklärung zu betreiben. Die Autoren, die er gewinnen konnte, repräsentieren die Ökumene katholischer, protestantischer und orthodoxer Tradition. Zu den Autoren des Vita Nova Verlags zählten der Pazifist und Pädagoge Friedrich Wilhelm Foerster sowie der exilrussische Philosoph Nikolaj Berdjajew, Jacques Maritain und Romano Guardini. Walter Benjamin schrieb unter dem Pseudonym Detlev Holtz die Brieffolge «Deutsche Menschen» (1936). Erst kürzlich wurde das Pseudonym von Karl Sturzenegger, dem Verfasser von «Humanität und Staatsidee», gelüftet. Unter dem Namen Sturzenegger verbarg sich der Wiener Beamte und Publizist Herbert Stourzh, ein protestantischer Christ. Es war ihm gelungen, noch am Vorabend des Einmarsches deutscher Truppen sein Manuskript auf postalischem Wege in die Schweiz zu schicken. Das Buch selber bekam er nie zu Gesicht, da er 1941 an einem Krebsleiden starb. 2008 veröffentlichte sein Sohn Gerhard Stourzh, der langjährige Wiener Ordinarius für Geschichte, die 1938 in Luzern erschienene Schrift mit weiteren anderen Aufsätzen aus der Feder seines Vaters. In einer informativen Einleitung skizziert er dessen Weltbild. Herbert Stourzh schrieb aus einer Geisteshaltung heraus, die von der Liebesbotschaft des Evangeliums überzeugt war. Mit argumentativer Schlagkraft wandte er sich gegen den Staatsabsolutismus, den er nicht nur im Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus repräsentiert sah, sondern auch in der Ganzheitslehre des damals viel diskutierten Wiener Sozialphilosophen Otmar Spann.

Paul Ludwig Landsberg der Philosoph

Der Vita Nova Verlag brachte auch den zuerst auf Spanisch, dann erst in Deutsch erschienenen Essay «Die Erfahrung des Todes» von Paul Ludwig Landsberg heraus. Der Philosoph Landsberg war der Sohn des Juristen Ernst Landsberg, dem ersten jüdischen Rektor der Universität Bonn, der wie zahlreiche assimilierte Juden zum Protestantismus übergetreten war. Landsberg junior konnte zunächst nach Frankreich flüchten, fiel aber nach dem deutschen Einmarsch dem Besetzer in die Hände und wurde ins Konzentrationslager Sachsenhausen-Oranienburg verschleppt. Hier starb er am 2. April 1944 an Lungentuberkulose. Die letzte Geste, die von ihm vor seinem Abtransport in die berüchtigte Krankenbaracke des Konzentrationslagers berichtet wird, ist ein stummes Kreuzzeichen über die Zurückgebliebenen. Landsbergs Essay wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt (Pierre Klossowski in Esprit) und immer wieder neu aufgelegt. Die letzte deutsche Ausgabe ist 2009 mit einer sorgsamen Einleitung von Eduard Zwierlein bei Matthes und Seitz in Berlin erschienen. Es gibt wohl kaum eine so konzentrierte und zugleich packende philosophische Auseinandersetzung mit der Todesproblematik im Rahmen europäischer Philosophie- und Geistesgeschichte, wie dieses schmale Buch sie bietet. Auf dem Hintergrund der Negativfolie Heidegger legt Landsberg dar, dass es kein Sein zum Tode gibt. Dessen These vom absoluten Ende des Menschen sei eine bloss worthafte Idee, welcher selbst in der äussersten Beängstigung vor dem Tode keine Erfahrung entspricht. Als Vertreter des Personalismus hatte Landsberg einen grösseren Einfluss in Frankreich als im Lande seiner Herkunft, wo er auch nach 1945 eigentlich nicht rezipiert wurde.

Don Luigi Sturzos Stimme im Tessin

Während Landsberg und Stourzh sich nicht in der aktiven Politik betätigt hatten, war Don Luigi Sturzo, der Begründer des *Partito Popolare*, der Vorläuferpartei der *Democrazia Cristiana*, bereits seit 1919 als Abgeordneter hervorgetreten. Nach der Ermordung des Sozialisten Giacomo Matteotti am 10. Juni 1924 zog er mit der Opposition aus dem von den Faschisten beherrschten Parlament aus. Das war die Vorstufe zu seinem Exil als *point of no return*. Es sollte so lange dauern, wie die Faschisten am Ruder waren, ganze 22 Jahre. Am 25. Oktober 1924 verliess er mit einem vatikanischen Pass Italien. Er ging zunächst 16 Jahre nach England. Als die Bombardierung Londons im Zweiten Weltkrieg zunahm und sein Gesundheitszustand sich verschlechterte, übersiedelte er in die USA. In Schwesternhäusern und im Spital in Jacksonville (Florida), in dem er wegen seiner Herzprobleme Aufnahme fand, führte Don Luigi seine journalistische Tätigkeit und seine soziologischen Forschungen weiter, so gut es möglich war. Ihm ging es darum, die freiheitlich-demokratische Stimme nicht untergehen zu lassen in einer Welt, in der Faschisten, Nationalsozialisten und Kommunisten das freie Wort brutal erstickt hatten. Für Sturzo kam noch hinzu,

Dr. Victor Conzemius lehrte von 1970 bis 1980 Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät Luzern und lebt seither als Publizist in Luzern. Er ist Spezialist für die Geschichte christlicher Persönlichkeiten.

Bibliografische Angaben zu den besprochenen Büchern:

Fritz Gerlich – ein Publizist gegen Hitler. Briefe und Akten 1930–1934. Bearbeitet von Prof. Dr. Dr. h. c. Rudolf Morsey. (Verlag Ferdinand Schöningh) Paderborn 2010, 386 S. (= Veröffentlichung der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen, Bd. 56).

Lorenzo Planzi: Luigi Sturzo e il Cantone Ticino. La terra che gli diede voce sfiando il fascismo (1929–1947). (Armando Dadò) Locarno 2011, 417 S.

Paul Ludwig Landsberg: Die Erfahrung des Todes. Hrsg. mit einer Einleitung und einem Nachwort versehen von Eduard Zwierlein. (Matthes & Seitz) Berlin 2009, 175 S.

Herbert Stourzh: Gegen den Strom. Ausgewählte Schriften gegen Rassismus, Faschismus und Nationalsozialismus 1924–1938. Hrsg. Gerald Stourzh. (Böhlau Verlag) Wien-Köln-Graz 2008, 186 S.

ZEIT-
GESCHICHTE

dass er als prominenter Exponent des *Partito Popolare* im Exil Kontakt mit italienischen Emigranten aus anderen Parteien aufnehmen musste, um sich auf die Eckpfeiler einer gemeinsamen antifaschistischen Politik festzulegen. Dabei stützte er sich auf das Netzwerk der jungen, zumeist vom Christentum katholischer Prägung inspirierten Parteien, die nach dem Ersten Weltkrieg die Regierungsverantwortung in ihren Ländern übernommen hatten oder mittrugen. Gute Beziehungen unterhielt Sturzo zu französischen Intellektuellen. Das ermöglichte ihm, in der Zeitung «l'Aube» zu publizieren, die sich demokratischem Gedankengut verschrieben hatte. Das Blatt war von der Linie der in Frankreich traditionell nach rechts tendierten katholischen Presse abgerückt. An ihrer Auflagenstärke darf man sie nicht messen. Sie lag zwischen 7000 und 13000 und genügte gerade zum Überleben. Auch die Schweiz besass eine katholische Presselandschaft in Regionaldimensionen. Dazu gehörten das Luzerner «Vaterland», die Freiburger «Liberté» und das Tessiner «Popolo e Libertà». Die Auflagen dieser Tageszeitungen waren ebenfalls sehr bescheiden.

Ein besonderer Glücksfall für Sturzo war die Tessiner Presse. Für sie konnte er in seiner Muttersprache schreiben und klare Warnungen vor dem wachsenden Totalitarismus in den Nachbarländern aussprechen. Zur Zusammenarbeit mit den Tessinern trug dazu bei, dass er sich gut mit Don Alberto, dem geistlichen Redaktor von «Popolo e liberta» verstand und die Sympathie einiger Tessiner Pfarrer genoss. Während der Jahre 1933 bis 1940 gelang es ihm, in Tessiner Blättern etwa 120 Artikel zu veröffentlichen. Sie standen unter der Voraussetzung des Primates der Ethik in der Politik und waren mit der Leidenschaft des überzeugten Demokraten geschrieben. Allerdings missfielen die Beiträge Sturzos dem langjährigen Schweizer Aussenminister Giuseppe Motta, einem Christdemokraten, der es mit Mussolini, dem grossen Nachbarn im Süden, nicht verderben wollte. Lorenzo Planzi hat nun die Beiträge Sturzos in der Tessiner Presse gesammelt und publiziert. Sie gewähren Einblick in die enormen Schwierigkeiten eines Publizisten im Exil, der seinen Glauben an Gerechtigkeit und politischer Verantwortung in extremen Verhältnissen nicht aufgegeben hatte.

Fritz Gerlich und der «Gerade Weg»

Im Gegensatz zu Sturzos Publizistik erscheint der in München verlegte «Gerade Weg» wie ein Meteor, der nach der NS-Machtergreifung abstürzte und plötzlich verglühte. Die Wegstrecke zum «Geraden Weg» war lang und verschlungen. Sie mag aus heutiger Sicht typisch für die Irrungen und Wirrungen der Weimarer Republik sein. Dr. Fritz Gerlich, 1883 in Stettin geboren, war 1910 als Archivar in den bayerischen Staatsdienst getreten. Er betätigte sich zunächst nebenberuflich als antimarxistischer Publizist. 1920 wurde er Hauptschriftsteller der «Münchner Neusten Nachrichten». 1927 hatte der in der protestantisch-calvinistischen Tradition erzogene Gerlich ein Erweckungserlebnis. 1931 konvertierte er zur katholischen Kirche und wurde zu einem glühenden Verteidiger der stigmatisierten Therese von Konnersreuth. Als Seherin zog das Resl, wie sie genannt wurde, besonders in der Karwoche zahlreiche Besucher aus dem In- und Ausland an. Gerlich übernahm 1930 die Wochenzeitschrift «Illustrierter Sonntag» und benannte sie «Der gerade Weg». In kurzer Zeit baute er sie aus zu einer der schärfsten Kampfzeitschriften gegen den Nationalsozialismus. Die NS-Bewegung sei die Pest des Jahrhunderts, ihr Streben nach Macht bedeute «Feindschaft mit den Nachbarländern, Terror im Innern, Bürgerkrieg und Weltkrieg». Gerlich sah seine Aufgabe darin, das politische und gesellschaftliche Leben Deutschlands auf der Grundlage naturrechtlicher Vorstellungen im Sinne der christlichen Staats- und Sozialehre zu erneuern.

Die Gradlinigkeit, aber auch die Vehemenz seines Kampfes des Redaktors bewirkte, dass die Auflage innerhalb kurzer Zeit auf 100000 hinaufschnellte. Es war ein prophetischer, aber aussichtsloser Kampf. Am 8. März 1933 erschien die letzte Ausgabe des «Geraden Weges». Am folgenden Tag bereits wurde Gerlich verhaftet, misshandelt und gefoltert. Nach 16-monatiger «Schutzhaft» wurde er am späten Abend des 30. Juni 1934 in das KZ Dachau gebracht und dort bei Gelegenheit des Röhm-Putsches ermordet. Von seinen Mitstreitern flüchteten der Eichstätter Kapuziner Ingbert Naab und Michael von Godin in die Schweiz. Naab starb 1935 in Strassburg. Freiherr von Godin, der in Luzern mit dem amerikanischen Geheimdienst zusammengearbeitet hatte, wurde 1945 Präsident der bayerischen Landespolizei. Ihm hatte der besondere Hass der Nationalsozialisten gegolten, weil er als Offizier der bayerischen Landespolizei am 9. November 1923 den Aufmarsch der Nationalsozialisten an der Feldherrnhalle jämmerlich zerstreut hatte. Fürst Erich von Waldburg-Zeil, der riesige Summen in den «Geraden Weg» gesteckt hatte, kam durch alle Verhöre der Gestapo hindurch. Gerlich hatte gute Beziehungen zur Schweiz, insbesondere zu Dr. Joseph Otto Riklin-Amann, dem Mitbegründer und Direktor der Schweizerischen Genossenschaftsbank in St. Gallen. Auf dessen Intervention verwandten sich die Bischöfe von St. Gallen, Chur und Basel bei Reichspräsident v. Hindenburg und beim NS-Reichsstatthalter in München, Ritter von Epp, für den inhaftierten Gerlich. Ihr Gnadengesuch blieb leider erfolglos. Rudolf Morsey, der unermüdliche Bearbeiter zahlreicher Aktenpublikationen zur deutschen Parteien- und kirchlichen Zeitgeschichte, hat aus seinen umfassenden Kenntnissen heraus das Dossier Gerlich sorgfältig ediert und kommentiert.

Mit Ausnahme von Sturzo hat keiner dieser Publizisten den Ausgang ihres Kampfes gegen den Moloch menschenverachtender Staatsallmacht noch erlebt. Gerlich und Landsberg bezeugten ihren Einsatz mit dem Leben. Ihre Schriften sind nach vielen Jahren ein bewegendes Vermächtnis für alle, die auch heute zu Unrecht und Lüge nicht schweigen wollen. *Victor Conzemius*

AMTLICHER TEIL

BISTÜMER DER DEUTSCHSPRACHIGEN SCHWEIZ

Communiqué der 155. DOK-Sitzung vom 15. März 2011

Mit dem neuen Bischof von Basel, Felix Gmür, und dem neu ernannten Mitglied der Diözese Basel, Bischofsvikar Ruedi Heim, war das Bistum Basel an der 155. Sitzung der DOK vom 15. März 2011 wieder vollständig vertreten. Somit war der Weg frei für die Wahlen des Präsidiums, welche durch die Abberufung von Bischof Kurt Koch in den Vatikan und das Ausscheiden seines Generalvikars und Präsidenten der DOK, Pater Roland-B. Trauffer, notwendig geworden waren.

Die Vollversammlung wählte Dr. Martin Kopp, Generalvikar der Diözese Chur für die Urschweiz, zu ihrem Präsidenten. Abt Martin Werlen bleibt Vizepräsident, und Bischof Felix Gmür wurde neu in den Ausschuss gewählt. Weiter wurden folgende Ernennungen in die Mitfinanzierungsgremien beschlossen: Generalvikar Josef Rosenast, St. Gallen, vertritt die DOK in der «Paritätischen Planungs- und Finanzierungskommission SBK–FO/RKZ» (PPFK), und Generalvikar Dr. Markus Thürig, Solothurn, und Regens Guido Scherrer, St. Gallen, wurden als Vertreter der DOK in die Fachgruppen delegiert.

Breiten Raum nahm an der Versammlung das Thema der rückläufigen Zahl der kirchlichen Mitarbeitenden und insbesondere der Priesterberufungen ein. Dr. Fulvio Gamba, Leiter des Interdiözesanen Einführungsjahres für Priesteramtskandidaten, stellte das Kursprogramm des an der THC Chur angesiedelten Einführungsjahres vor und berichtete von seinen Eindrücken und Erfahrungen. Karl Conte, Ressortleiter Personal der Röm.-kath. Körperschaft des Kantons Zürich und Initiator einer informellen Arbeitsgruppe Personalwerbung, präsentierte das Projekt «umfassende Kampagne Personalwerbung». Weiter nahm die DOK vom Rücktritt des Stellenleiters der IKB, Robert Knüsel, Kenntnis. Alle diese Elemente führten zum Entschluss, sich an der Juni-Versammlung vertieft mit der Thematik der Nachwuchsförderung im Bereich der kirchlichen Berufe zu befassen.

Anerkennung und Dank wurde der Projektgruppe «Netzwerk Katechese der deutschsprachigen Schweiz» ausgesprochen, die den Abschlussbericht der sich über drei Jahre hinweg ziehenden Arbeit unterbreitete.

Zürich, 23. März 2011

Abt *Martin Werlen* OSB, DOK-Präsident a. i.

Hinweis: Publikationen des Apostolischen Stuhls und der Deutschen Bischofskonferenz können beim Sekretariat der Bischofskonferenz, Postfach 278, 1701 Freiburg, Telefon 026 510 15 15 bezogen werden. Von der Homepage der Deutschen Bischofskonferenz können diese Texte als PDF-Dokumente heruntergeladen werden: http://www.dbk.de/veroeffentlichungen

BISTUM BASEL

Installationsfeier von Domherren

Am Donnerstag, 17. März 2011, fand in der Jesuitenkirche Solothurn die Installation von zwei neuen Domherren statt:

Dr. *Markus Urs Thürig*, Generalvikar des Bistums Basel, als residierender Domherr des Standes Luzern. Dr. Thürig übernimmt auch die Aufgabe des Domkanzlers als Nachfolger von Domkanzler Kurt Grüter, nunmehriger Pfarrer von St. Leonhard in Wohlen (AG).

Pfarrer *Kurt Grüter*, Wohlen (AG), als nichtresidierender Domherr des Standes Aargau. Domherr Kurt Grüter übernimmt dieses Kapitelsamt als Nachfolger von Domherrn Rudolf Rieder, der seit 1996 nichtresidierender Domherr des Standes Aargau war.

Domherr Rudolf Rieder wurde vom Diözesanbischof zum Ehrendomherrn ernannt und mit grossem Dank für sein Wirken verabschiedet.

Domkanzler Markus Thürig und Domherr Kurt Grüter ist vom Diözesanbischof Mgr. Dr. Felix Gmür gemäss can. 884 CIC die Vollmacht erteilt worden, im ganzen Bistum Basel als Firmspender zu wirken.

Für das Domkapitel: *Hans Stauffer*, Sekretär

BISTUM CHUR

Ausschreibung

In der Pfarrei *Mariä Empfängnis in Davos Platz* wird auf den 1. August 2011 eine Stelle zur Besetzung durch einen Diakon, eine/n Pastoralassistentin/en oder eine/n RPI-Absolventin/en ausgeschrieben.

Interessenten sind gebeten, sich bis zum 29. April 2011 beim Bischöflichen Ordinariat, Sekretariat des Bischofrates, Hof 19, 7000 Chur, zu melden.

Im Herrn verstorben

Prälat Aurelio Lurati, Dompropst und bischöflicher Kanzler

Geboren wurde der Verstorbene am 28. September 1935 in Roveredo (GR). Hier besuchte er die Volksschule, hernach das Gymnasium in Lugano und Roveredo, St. Anna. Im Priesterseminar Chur absolvierte er die philosophischen und theologischen Studien. Am 3. April 1960 weihte ihn Bischof Christianus Caminada zum Priester. Bereits im gleichen Jahr ernannte ihn der Bischof zum Pfarrer der Pfarrei Rossa im Calancatal. Als weitere mehrjährige Wirkstätten in diesem Tal sind Buseno und Verdabbio zu erwähnen. Danach wechselte er im Jahr 1969 in die Mesolcina nach Cama und Leggia, wo er bis zur Berufung nach Chur segensreich wirkte. Einige Jahre (1987–1990) war er auch Dekan für Italienisch Bünden. Bischof Wolfgang Haas berief ihn 1990 als bischöflichen Kanzler nach Chur. Diese Aufgabe versah er bis zu seinem Tod. Im Domkapitel bekleidete er zunächst das Amt des Domsextars und ab 1992 jenes des Dompropstes. Während dieser Zeit war er kurzfristig Spiritual im Priesterseminar und nebenher bischöflicher Delegierter für die Mesolcina. Ausserdem nahm er auch spezielle Aufträge am Ordinariat wahr. Don Aurelio hat über 50 Jahre treu und zuverlässig – in der Seelsorge wie auch in der Administration des Bistums – seine ihm anvertrauten Ämter ausgeübt. Er verstarb nach kurzer schwerer Krankheit am 21. März 2011 in Locarno. Die Beerdigungsfeier fand am Mittwoch, 23. März 2011, in der Pfarrkirche von Roveredo statt.

Fortbildung der Pfarreisekretärinnen und Pfarreisekretäre des Bistums Chur

Die meiste Energie und Zeit verpufft, weil klare Ziele, Prioritätensetzung, Planung und Übersichten fehlen. Time Management und Einsatz von Arbeitstechniken bedeuten, die eigene Arbeit und Zeit zu beherrschen, statt sich von ihnen beherrschen zu lassen.

Ort: St. Anton, Klosbachstrasse 36a, 8032 Zürich; *Datum*: Dienstag, 10. Mai 2011 oder Donnerstag, 30. Juni 2011; *Anmeldefrist*: Montag, 11. April oder Montag, 30. Mai 2011; *Thema*: Time Management; *Referent*: Felix Heiri, dipl. Betriebsausbilder, Focus Personal- und Kaderschulung GmbH, Grenchen; *Kosten*: 170 Franken; Auskunft und Anmeldung: Uschi Hefti-Rust, Steinacherstrasse 11b, 8910 Affoltern a. A, E-Mail uschihefti@bluewin.ch, Natel 079 306 86 06.

SKZ 13/2011

WORTMELDUNG

Zum Theologenmanifest vom Febr. 2011

Von Presseagenturen wie AFP wurden dessen revolutionäre Postulate sensationalistisch vergröbert in Nairobis Tageszeitungen wiedergegeben als «Die Kirche braucht verehelichte Männer und Frauen in ihrem Amt, und ebenso Akzeptanz von homosexueller Partnerschaft und Ehescheidung.» Das sind bekannte Postulate postmoderner Zivilisation, obwohl das Manifest verantwortungsbewusst stark differenziert. Um der Sensation willen werden diese Theologinnen und Theologen als tüchtig aggiorniert und mit dem Zeitgeist schwimmend der Weltöffentlichkeit präsentiert. Dies genau zu einer Zeit, da unsere anglikanischen Glaubensbrüder und -schwestern um ähnlicher Problematik willen um ihre bleibende Glaubwürdigkeit ringen, während einige ihrer Bischöfe sogar Zuflucht bei Petri Stuhl suchen. Die ugandischen anglikanischen Hofpagen starben ja in der Geburtsstunde des hiesigen Christentums 1885–87 als Blutzeugen ihres Widerstands gegen homosexuelle Forderungen ihres Königs.

Das Manifest beginnt mit der Aufdeckung der erschreckenden und beschämenden Pädophilieverbrechen und endet mit einer Erwähnung des geplanten Berliner Papstbesuchs. Meine schwarzen Kollegen hier meinen zwar, einem 84-jährigen Landsmann solch eine Radikalkur zuzumuten, sei doch «reichlich inhuman». «Warum warteten sie nicht auf den baldigen jüngeren und weniger erfahrenen Nachfolger Benedikts oder kamen mit ihrem Vorstoss schon in seinem ersten Regierungsjahr, als er noch robuster war?» Schönes Zeugnis der humanen Sensibilität dieser Rasse.

Die eigentliche Kernagenda, erst einmal Freistellung des lateinischen Diözesanpriesterzölibats und sodann Frauenweihe, könnte sich jedoch weltkirchlich als fataler Holzweg erweisen. Jesus, der «Ur-Zölibatär um der Gottesherrschaft willen», ist mit seiner kulturhistorisch gesehenen Erfindung lebenslänglicher Einehe und Praxis persönlicher Eheabstinenz «um der Förderung der Gottesherrschaft willen» Zeitgenosse einer vormodernen Zeit und Kultur. Wenn man seine kompromisslosen Worte heute zitiert, mag man uns eines heute unverantwortlichen biblischen Fundamentalismus zeihen. Doch schon Ehemännern unter seinen Jüngern schien ihr eheabstinenter Rabbi ein fragwürdiger, unrealistischer Hyperidealist. Der machte er sich ja gar, kaum glaublich, zum Kritiker der menschenfreundlicheren Scheidungserlaubnis JHWHs durch Moses. Beides, Zölibat sowohl wie Scheidungsverweigerung, bei Matthäus im gleichen Atemzug genannt, sind gleicherweise «nur denen verständlich, denen es [von meinem Abba] gegeben ist». Sie waren doch damals gleichermassen schockierend seiner eigenen jüdischen sozio-religiösen Tradition gegenüber, wie auch heutzutage noch allen afrikanischen und erst recht postmodern permissiven Ehekulturen. «Wir Afrikaner sind Polygamisten – Monogamie ist eine griechische Erfindung» behauptet keck einer meiner provokanten Hörer. Und Jesus galt ja seiner Blutsfamilie gerade seines Predigtstresses wegen als «von Sinnen», und Paulus desgleichen als «religiöser Fanatiker». Beide bauten jedoch bis heutzutage gerade dank ihres modellhaften Eheverzichts alternative Glaubensfamilien.

Theoretisch bekennen sich zwar die Manifestanten explizit zu «Hochschätzung auch der ehelosen Lebensform als ausser Frage stehend». Praktisch wird doch eine generelle Freistellung des Diözesanzölibats wie in den reformatorischen und christkatholischen Präzedenzen verlangt, was auch das Verschwinden der Männerorden mit sich bringt. In der 1971er-Bischofssynode über die «Zukunft des priesterlichen Dienstes» war dies das stärkste Gegenargument gegen eine generelle Freistellung des Diözesanzölibats. Realistisch ist dies voraussehbar speziell in Kulturen, die eben erst und noch wenig sichtbar den kontrakulturellen ehelosen Priester zu kennen und zu schätzen lernen. Im schwarzen Afrika, das ja erst seit einem einzigen Jahrhundert evangelisiert wird, ist er praktisch erst kürzlich numerisch sichtbar geworden, wenn auch teilweise jetzt schon an Zahlen explodierend wie besonders in Nigeria.

Bei einer Analyse der Unterzeichnenden stellt sich ironischerweise heraus, dass mit vielen andern sozio-psychologischen Faktoren, die ja auch die Zahl evangelischer Kirchenamtskandidaten im nördlichen Europa, im Kontrast zu den USA oder zu Afrika, drastisch sinken lassen, es unter Katholiken hauptsächlich diese die Erwartungen deutscher theologischer Studentenschaft formenden Männer und Frauen waren, die seit dem Konzil den beklagten Kirchennotstand mit verursacht zu haben scheinen. Es wäre vielleicht nicht so abwegig zu fragen, ob die rapide nachkonziliare Austrocknung der traditionellen Priesterberufe nicht auch von manchen Unterzeichnern sozusagen «hausgemacht» sei. Dank langjähriger Verheissung eines radikal anderen, verehelichten und auch femininen Priesterstandes, der vom Konzil in Nr. 16 seines Priesterdekrets keineswegs vorgesehen, sondern im Gegenteil abgelehnt, und der Priesterzölibat mit grosser theologischer Kunst und spiritueller Kraft christologisch neu begründet war, haben viele potentielle Anwärter auf den traditionellen Beruf leider paradoxerweise eine revolutionäre Neugestalt konzilswidrig als nur mehr eine Frage der Zeit zu verstehen begonnen. Diese Austrocknung nur der lehramtlichen Verteidigung des traditionellen Priesterberufes anzulasten kommt dem Versuch gleich, den schwarzen Peter einseitig der auch kritisierbaren Hierarchie zuzuschieben.

Solange zudem vorkonziliar das fast tausendjährige universitäre Lehramtsmonopol wie je bei soziologisch gesehen «mönchischen» Zölibatären lag, die zudem in täglicher Eucharistie den Tisch mit dem Auferstandenen Ur-Zölibaten zu teilen pflegten, gaben diese theologischen Lehrer erwartungsgemäss ihr eigenes Rollenmodell und Priesteramtsverständnis an die meisten ihrer Hörer weiter. Doch heute hat sich, im Kontrast gerade auch zum noch «rückständig» scheinenden Afrika, wo leider beinahe alles theologische Lehrpersonal noch immer von Priestern gestellt wird, das universitäre Klima bezüglich Priesterzölibat, von den Konzilsvätern vielleicht unvorhergesehen, im Norden völlig verändert.

Doch hat nicht ein Karl Rahner mehrfach auch zu bedenken gegeben, dass selbst, was dogmatisch und doktrinell durchaus möglich sei wie Freistellung des Zölibats und manch anderes, sich zuweilen als pastoral unverantwortlich, weil die Glaubensgemeinschaft spaltend, erweisen könnte? Das Gut der Kircheneinheit sei doch ungemein grösser als noch so erwünschte, doch eigenhändig vorprellende Innovation.

Wahrlich, Kirchenrebell Martin Luther war schon vor einem halben Jahrtausend Pionier der Abschaffung scheinbar antiker Überbleibsel wie Möncherei und sexualabstinenter Klerus. Wann wird auch Papst Benedikt mit seinen fünftausend bischöflichen Kollegen endlich das Licht solch längst überfälliger Aufklärung sehen? Er mag jedoch gar wohl seinen deutschen Kollegen aus den letzten Tagebüchern des scharfsichtigen Lutheraners Kierkegaard (+1855) zu bedenken geben:

«Der Mönch Martin Luther tat für die Sache Jesu [des Zölibatären] den allerschlechtesten Dienst mit seiner Verbreitung von Widerwillen gegenüber Ordensleben und Priesterzölibat. Diese Entfremdung war der einzigartig gewaltige Faktor, der authentisches Christentum in eine gutbürgerliche Zivilreligion verwandelte, statt die prophetische Provokation Dessen zu bleiben, der seine Schüler aufgefordert hatte, die Gottesherrschaft und ihn selbst mehr zu lieben als Frau und Kind.

Durch ihr Festhalten an solch kontrakultureller Berufung als einer lebendigen Realität während all dieser vielen Jahrhunderte bis heutzutage, wird die Römische Kirche alle andern mächtig überragen in ihrer Sendung, die noch ständig steigenden Fluten von liberaler Theologie und modernem Unglauben in Schach zu halten.»

Luigi Clerici

(von der Redaktion aus Platzgründen gekürzt)

Autoren dieser Nummer
Urs Brunner-Medici
Postfach 2856, 6002 Luzern
brunner@fastenopfer.ch
P. Dr. *Luigi Clerici* SMB
PO Box 15675, Mbagathi
00503 Nairobi, Kenya
luigiclerici@yahoo.com
Prof. Dr. *Victor Conzemius*
Schädrütihalde 12, 6006 Luzern
victor.conzemius@bluewin.ch
Prof. Dr. *Walter Kirchschläger*
Seestrasse 93, 6047 Kastanienbaum
walter.kirchschlaeger@unilu.ch
Dr. *Carlo Knöpfel*, Caritas Schweiz
Löwenstrasse 3, 6002 Luzern
cknoepfel@caritas.ch
P. Dr. *Hans Schaller* SJ
chemin des Eaux-Vives 17
1752 Villars-sur-Glâne
haschaller@swissonline.ch
Peter Zürn, dipl. theol. et dipl. päd.
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
peter.zuern@bibelwerk.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift / Amtliches Organ

Redaktion
Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr. Das vollständige Impressum erschien in der SKZ-Ausgabe Nr. 11/2011 vom 17. März, S. 195.

Römisch-katholische Kirchgemeinde Langenthal

Pfarrei St. Marien Langenthal

Wir sind eine Pfarrei mit zirka 5500 Gläubigen und suchen auf den 1. Augst 2011 eine/einen

Katechetin/Katecheten

Aufgaben:
- Religionsunterricht der Oberstufe 6. und 7. Klasse (Pensum zirka 25%)
- Mitgestaltung von Schülergottesdiensten
- Sakramentenvorbereitung
- Mitarbeit im Katechetenteam

Wir erwarten:
- abgeschlossene Ausbildung oder in laufender Ausbildung stehend
- Teamfähigkeit

Was erwartet Sie:
- Besoldung nach Ansätzen der Kirchgemeinde
- aufgestelltes Team

Auf Wunsch kann das Pensum im Rahmen kirchlicher Jugendarbeit erweitert werden.

Für Fragen steht Frau Ruscha Zemp (Koordinatorin) unter Telefon 062 922 94 32 zur Verfügung.

Der Pfarrer, die Katecheten und Katechetinnen der Pfarrei Langenthal freuen sich auf das neue Teammitglied.

Bitte senden Sie Ihre schriftliche Bewerbung an:
Röm.-kath. Kirchgemeinde
Robert Zemp, Kirchgemeindepräsident
Postfach 1154
4901 Langenthal

The English Speaking Catholic Mission of Zurich (ESCM) is looking for an

Associate Priest

to assist and support our Pastor in his work with our growing community. The ESCM serves all Catholics who speak English and live in Canton Zurich, Switzerland.

Our community is large, with over 650 registered families, and varied, comprising of 70 nationalities from all over the world. If you would like an opportunity to live and work in the heart of Europe, and to serve a multi-cultural, family friendly and growing congregation, then please contact us.

The closing date for applications is 31st May 2011.

Please email your applications, queries and CVs/ Résumés to:
pastor.searchgroup@englishmission.ch

You can also phone +41 44 382 02 06
Fax +41 44 382 02 38

Further information about the post and the Mission is on our website:
www.englishmission.ch

Osterkerzen und **Heimosterkerzen**

mit zusammenpassenden Verzierungen in traditioneller und moderner Ausführung. Preisgünstig.

Verlangen Sie unverbindlich Unterlagen.

Einsenden an:
Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055/412 23 81, Fax 055/412 88 14

Senden Sie mir Abbildungen mit Preisen

Name _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

LIENERT KERZEN

SEELSORGE
RAUM ALTDORF

Der **Seelsorgeraum Altdorf Uri** sucht auf 1. August 2011 oder nach Vereinbarung eine/einen

Pastoralassistentin/ Pastoralassistenten 80–100%

Aufgabenbereiche:
- Religionsunterricht
- Firmweg 18+
- Jugendarbeit (Pfadfinder, Ministranten)
- Predigtdienst und Liturgiegestaltung
- Erwachsenenbildung
- Spitalbesuche
- Beisetzungen
- allgemeine Pfarreiseelsorge

Wir erwarten:
- Abschluss in Theologie, Berufserfahrung
- konstruktive Zusammenarbeit
- Offenheit und Freude an zeitgemässer Seelsorge

Wir bieten:
- einen jungen, lebendigen Seelsorgeraum mit den Pfarreien St. Martin und Bruder Klaus
- Zusammenarbeit in einem erfahrenen Seelsorgeteam
- Besoldung nach den Richtlinien der Röm.-kath. Landeskirche Uri

Auskünfte erteilt:
Pfarrer Daniel Krieg, Kirchplatz 7, 6460 Altdorf, Telefon 041 874 70 44, E-Mail daniel.krieg@kg-altdorf.ch

Weitere Informationen: www.kg-altdorf.ch

Ihre Bewerbung richten Sie bitte an: Kath. Kirchgemeinde Altdorf, Herrn Peter von Rotz, Lehnplatz 1, 6460 Altdorf, E-Mail Peter.von Rotz@implenia.com

Römisch-katholische Pfarrei St. Petrus Embrachertal

Wir sind eine junge, wachsende und vielseitige Pfarrei in der Region Flughafen Zürich mit 4000 Katholikinnen und Katholiken.

Auf den 1. August 2011 oder nach Vereinbarung suchen wir zur Ergänzung unseres aufgeschlossenen, innovativen Seelsorgeteams (Gemeindeleiter, Priester, Seelsorgerin) eine/einen

Religionspädagogin/ Religionspädagogen (80–100%)

Ihre Aufgaben:
- Verantwortung für die Katechese (2.–9. Klasse) inkl. Leitung des Katechetinnen-Teams
- eigenes kleines Unterrichtspensum, z. T. in Projekten und Blockzeiten
- pfarreiliche Jugendarbeit
- Gottesdienstgestaltung
- Mitwirkung in der Pfarreiseelsorge

Wir bieten:
- eine interessante, vielfältige pastorale Tätigkeit
- Zusammenarbeit in einem motivierten, kreativen Team
- regelmässige Teamsupervision, qualifizierte Begleitung, Weiterbildungsmöglichkeiten
- eine aufgeschlossene Kirchenpflege
- ein Kirchenzentrum mit grosszügigem Raumangebot in einer schönen Umgebung
- zeitgemässe Anstellungs- und Besoldungsbedingungen gemäss den Richtlinien der römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich

Wir erwarten:
- eine abgeschlossene religionspädagogische oder theologische Ausbildung
- bodenständige, weltoffene Spiritualität
- eigenständiges Arbeiten und Einsatzbereitschaft
- Teamfähigkeit, Freude und Flair im Umgang mit (jungen) Menschen
- ökumenische Offenheit
- sehr gute PC-Anwenderkenntnisse
- Erfahrung im Führen von (kleineren) Projekten

Interessiert? Nehmen Sie einfach mit uns Kontakt auf:
Hännes Broich, Gemeindeleiter
Telefon G 043 266 54 11, P 044 865 09 71
E-Mail haennes.broich@zh.kath.ch
www.kath-embrachertal.ch

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung bis zum 15. April an die röm.-kath. Kirchenpflege, Yvonne Bucher, Personalverantwortliche, Steinackerweg 22, 8424 Embrach.

AZA 6002 LUZERN
8702 / 123
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln
000001601
000123
SKZ 13 31. 3. 2011

Mein eigenes Exemplar
skzabo@lzfachverlag.ch